



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

MLr
336
85



ML 2 336.85

2-

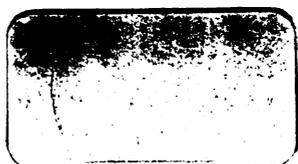


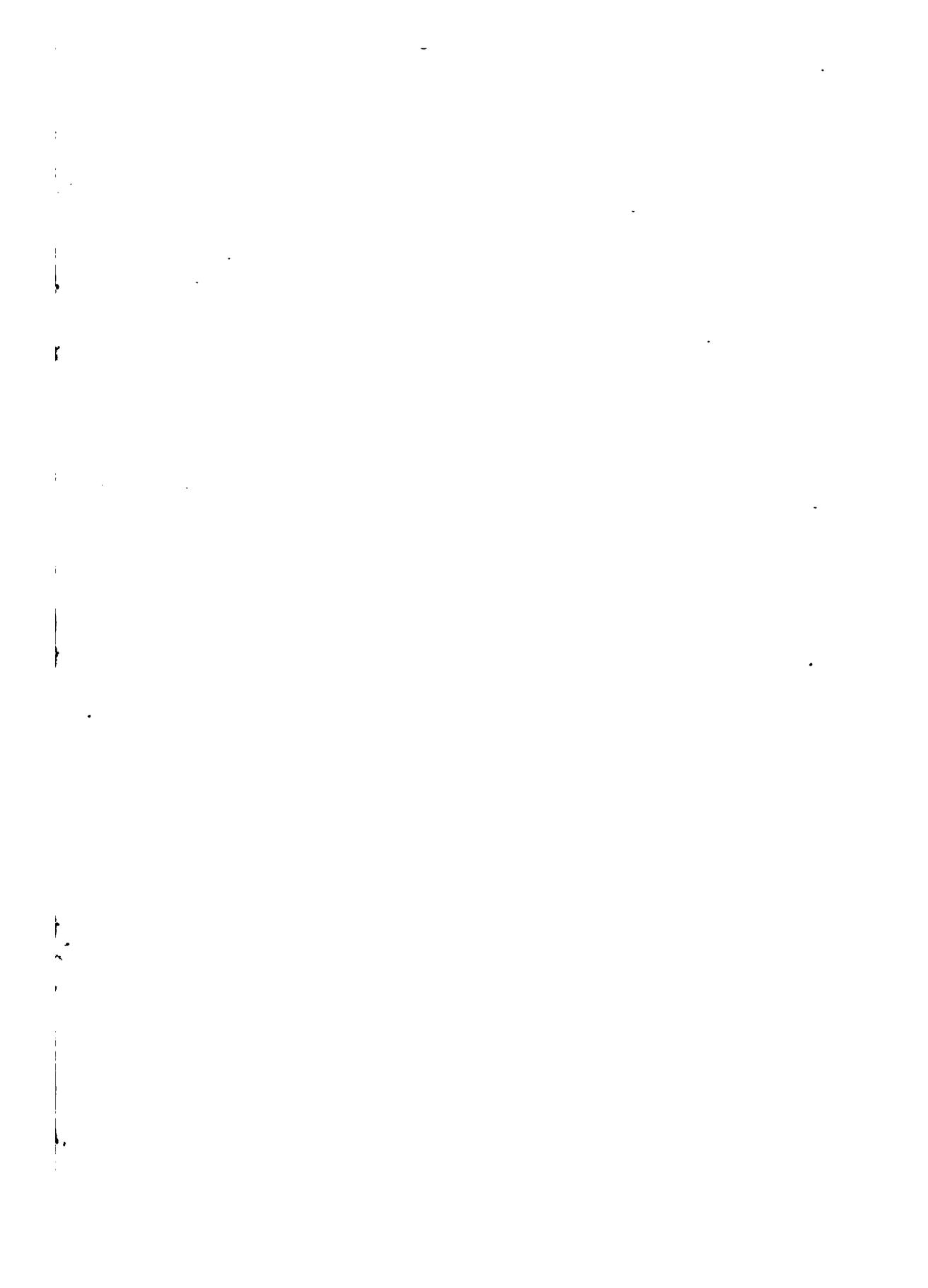
Harvard College Library

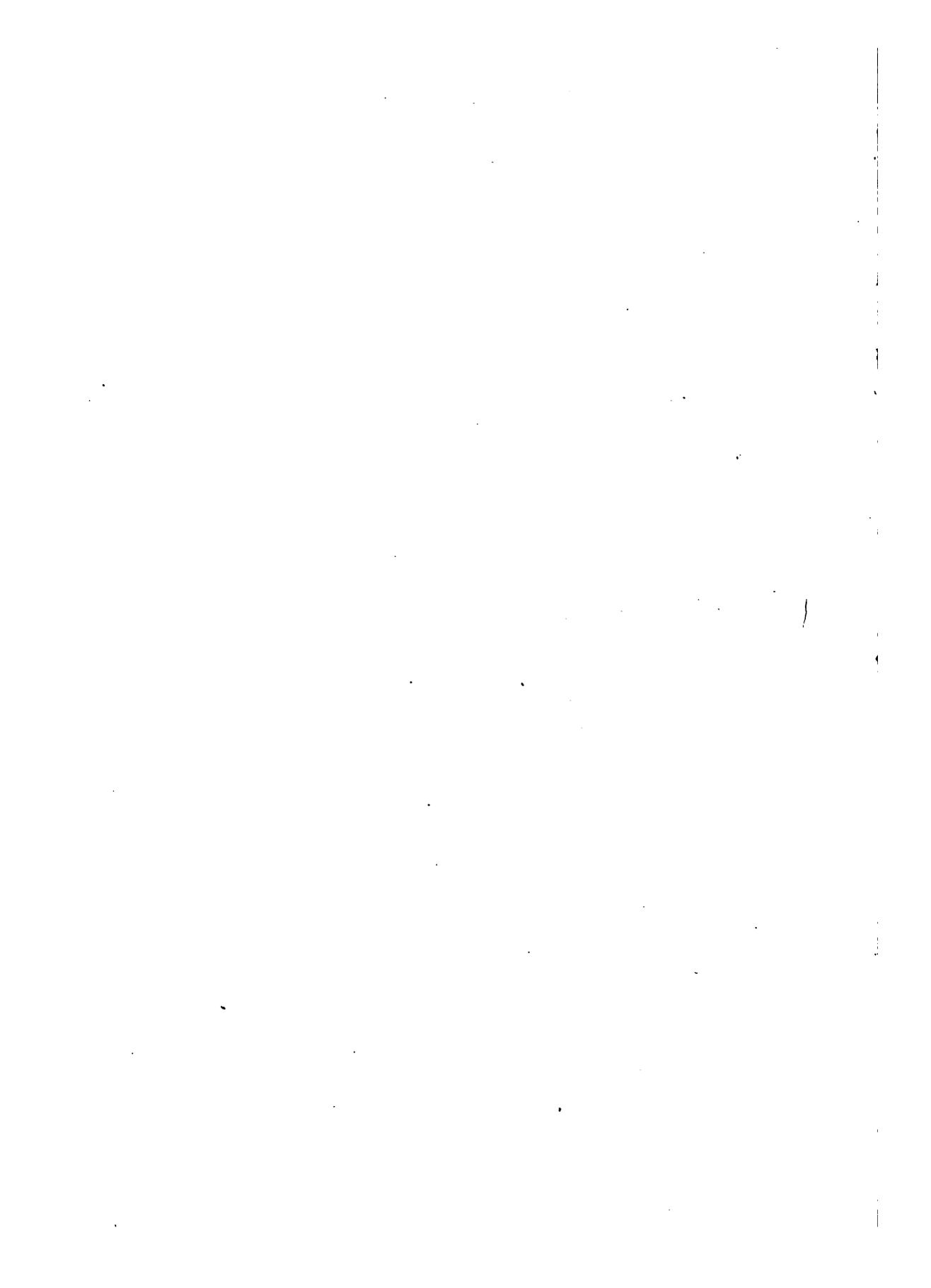
FROM THE GIFT OF

CURT HUGO REISINGER

CLASS OF 1912







Blüthen und Knospen

der

Humanität

aus der Zeit von Beuchlin bis auf Lessing.

Spiegelbilder

für

inhumane Herzen der Gegenwart.

Von

Dr. W. Deffauer

in Eöthen.

Berstett

Jülich,

Verlag von Cäjar Schmidt.

1881.

MLr 336.85
✓

HARVARD COLLEGE LIBRARY

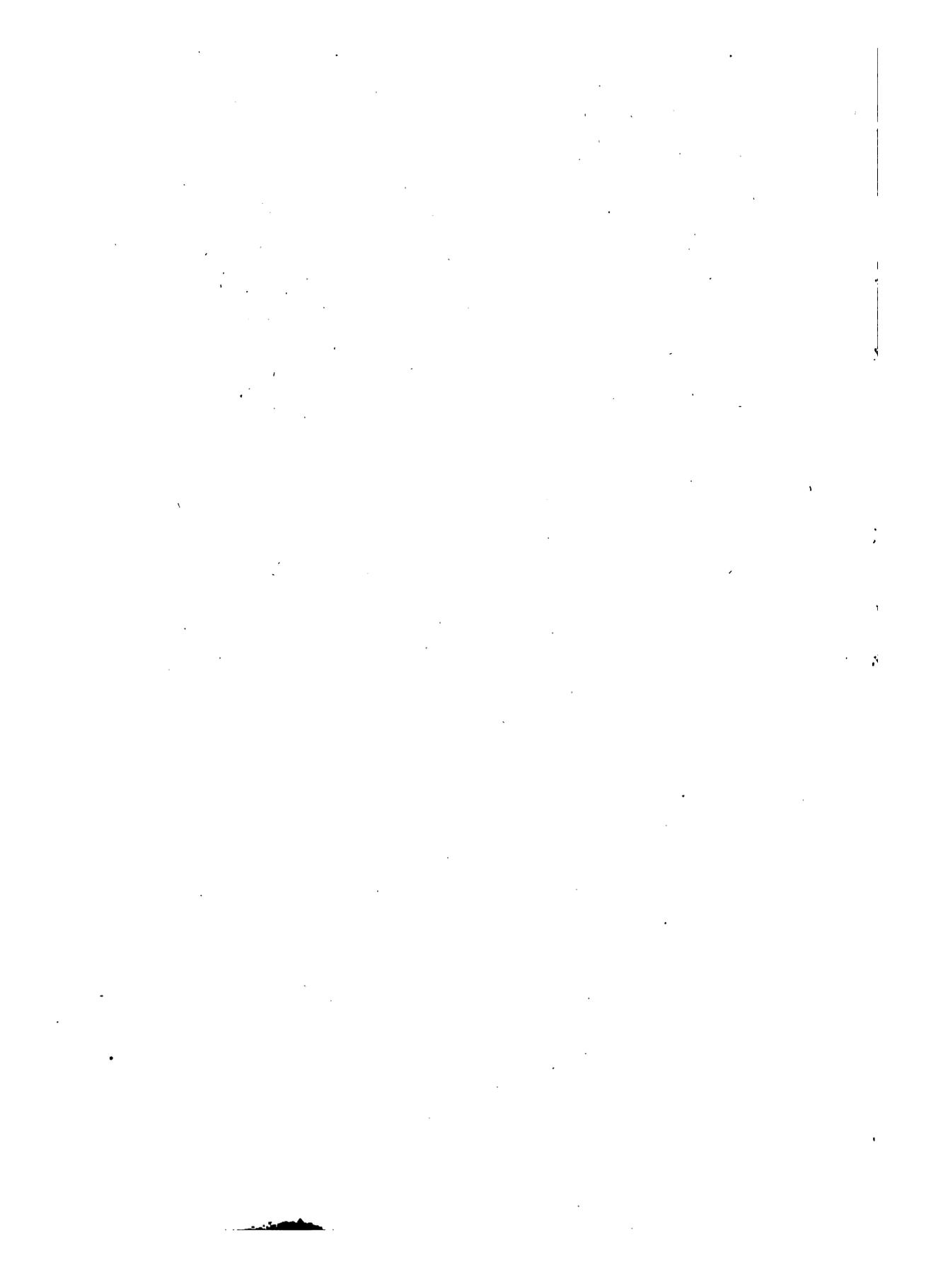
THE GIFT OF

CURT H. REISINGER

Mar. 1, 1938

I. Neuchlin.

Charakterbild aus der Morgendämmerung der Toleranz.



Wenn ein Kind zu reden anfängt, dann lauscht die entzückte Mutter andächtig auf jeden noch so verstümmelt und schüchtern hervorgebrachten Ausdruck, wie ehemals Mutter Pythia auf die wichtigen Orakelsprüche Apollo's. Es gewährt einen hohen psychologischen Reiz, die Entwicklung einer Kindesseele in diesem Lebensabschnitte zu beobachten; wie sich ein dunkles Gefühl im Innern Anfangs unbeholfen, stammelnd und stotternd kundgibt, dann allmählig der Fesseln entledigt sich in klaren Worten und verständlichen Ausdrücken äußert. Auch der erwachende Volkgeist, bevor er das befreiende Wort, die Sprache des Selbstbewußtseins zu reden versteht, schreitet in ähnlichen Entwicklungsstadien fort. Nur zaghaft wagt er Anfangs seinen Willen zu äußern, läßt sich auch zuweilen wie ein gescholteneß vorlautes Kind einschüchtern. Das Selbstgefühl ist eine Frucht am Freiheitsbaume, die nur langsam zeitigt. Bis Luther sein männliches Wort: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ und Galilei ohne Todesfurcht: „Und sie bewegt sich doch!“ zu entgegnen gewagt, hat so mancher redliche Mann die tiefe Kluft zwischen dem morsch gewordenen Mittelalter und den Erfordernissen der neuen Zeit deutlich empfunden, auch wohl in Schrift und Wort sich in den Riß zu stellen den Muth gezeigt, wenn gleich nicht in ebenso entschiedener und entscheidender Weise.

Aber nicht nur der majestätische Anblick des voll aufgegangenen Sonnenballs, schon sein allwäliges Aufdämmern, wenn er mehr und mehr in wachsenden Purpurstreifen den dunklen Horizont beleuchtet, wirkt mit mächtiger Zauberkraft auf unsere berauschten Sinne. Das Morgenroth milderer Anschauungen brach mit dem Wiederaufblühen der klassischen Sprachen und der Naturwissenschaften an. Schon durch die

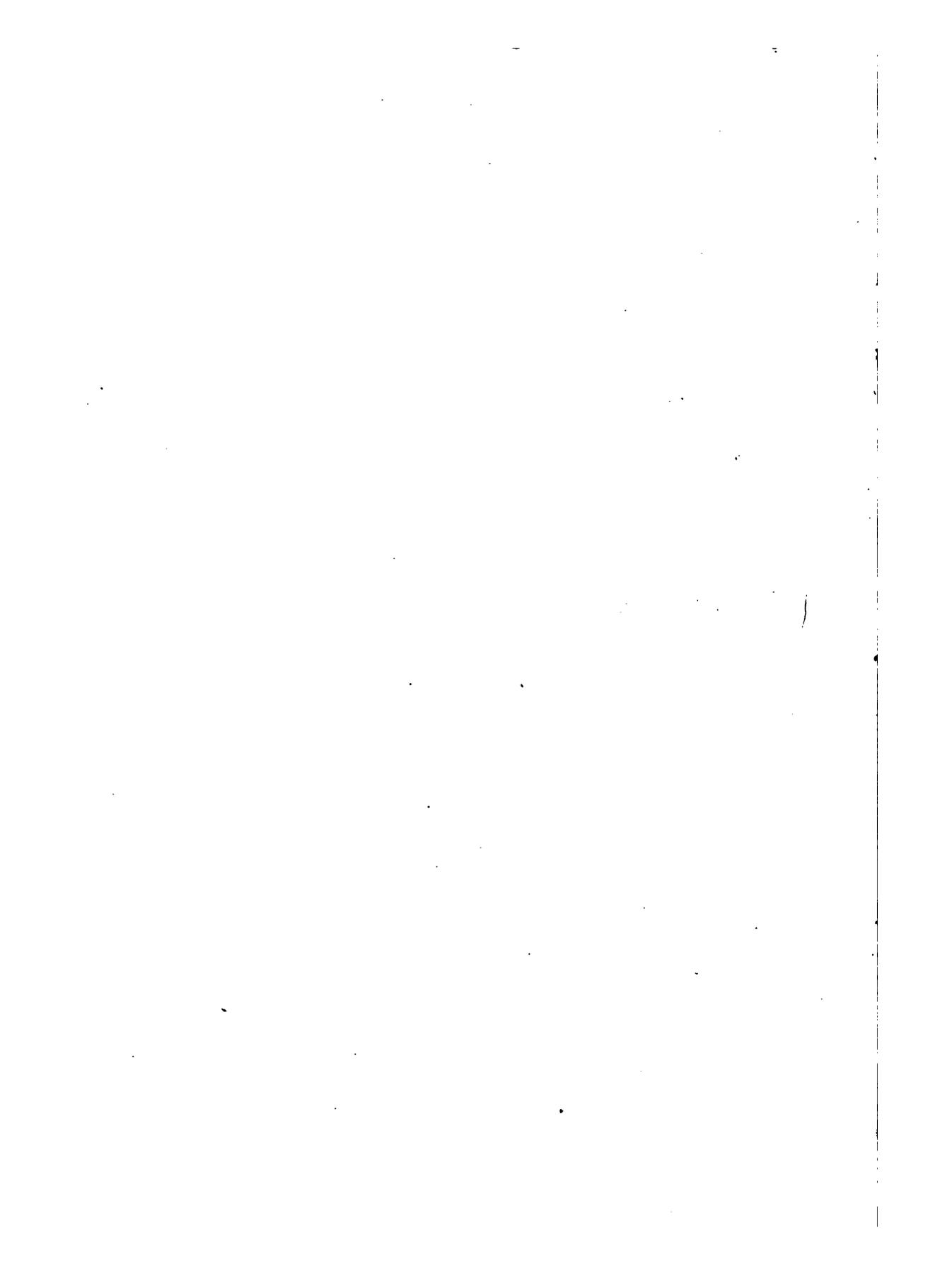
überraschenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Astronomie wurden die alten Säulen des scholastischen Gebäudes stark erschüttert. Die mittelalterlichen Religionsbegriffe und Zustände erwiesen sich als ebenso unhaltbar wie die frühere Vorstellung vom Sonnensysteme. Mehr aber noch haben die gleichzeitigen Bestrebungen der Humanisten, ihr emsiges Eindringen in den Geist des klassischen und hebräischen Schriftthumes und ihr Streben und Ringen nach religiöser Freiheit Beredlung des Geschmacks und Gefühls, Milde rung der rohen Sitten, und in der Folge einen vollständigen Bruch mit der alten Weltanschauung bewirkt. Mit dem alten Terenz mochten die Humanisten zum Wahlspruch haben: Homo sum, humani nihil a me alienum puto (Ein Mensch bin ich, und Nichts, was Menschen betrifft, bleibe mir fern) und vertieften sich in die Humaniora, die sogenannten brodlosen Künste, wie Sprachwissenschaft, Philosophie, Naturwissenschaften, Geschichte, Wissenszweige, die im Mittelalter halb verpönt, halb verschollen gewesen. Indem sie nun aus diesen Studien reinmenschliche, nicht durch römischen Trichter geflossene Grundsätze und Gesichtspunkte in sich aufnahmen und mit solchem erquickenden Thau die Menschheit befruchteten, haben sie eine Umgestaltung des wissenschaftlichen Lebens herbeigeführt, sind sie die Verbreiter des Lichts und die Vorbereiter der Reformationszeit geworden.

Unter den deutschen Humanisten hat sich besonders Reuchlin ausgezeichnet. Er war nicht so stürmisch und leichtbeschwingt wie Hutten, auch nicht vom Heumischuh der Rücksicht und Furcht beengt, wie Erasmus; er war ein ruhiger und offener Vorkämpfer für Recht und Licht, ein ganzer Mann, wie er dachte, so handelte er, was er schrieb, das vertheidigte er. Hierin leuchtet Reuchlin als einer der glänzendsten Sterne am Himmel des Humanismus hervor. Das Forschen betrachtete er nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zur Förderung des geistigen Lebens, und die humanistischen Studien sind ihm deshalb mehr als ein „ästhetisches Ländeln“ vieler Humanisten, auch mehr als ein bloßes Erforschen des klassischen Alterthums, sie sind ihm, was ihr Name ausdrückt, die Ergründung des reinmenschlichen, ethischen Kerns. Auch darin ging

Reuchlin einen bedeutenden Schritt weiter, als seine humanistischen Vorgänger, daß er die hebräische Sprache, die Ursprache des Alten Testaments, mit in den Kreis dieser Studien hineinzog und wieder energisch auf die Bedeutung des Bibelstudiums und die Erforschung des ungefärbten Urtextes hingewiesen hat. Durch seine warme Inschutznahme des hebräischen Schriftthums wurde er aber in eine Streitigkeit mit den Finsterlingen verwickelt, welche allmählig zu einer cause célèbre sich gestaltete, Kaiser und Reich beschäftigte, die Gelehrtenwelt in Spannung und Aufregung erhielt und in seinem weitem Verlaufe ihn zum Mittelpunkte einer so großartigen Bewegung gemacht hat, daß Reuchlin's Name ewig als der des ersten Bahnbrechers der Geistesfreiheit in Deutschland strahlen wird. Es ist merkwürdig, wie das Christenthum aus dem Judenthum hervorgegangen, ebenso die Läuterung desselben aus diesem Streite um die jüdische Literatur. Mit Recht nennt darum Luther selbst Reuchlin seinen Vorkämpfer. Er schreibt an ihn: „Ich wünschte mich immer als Einen der Deinen beweisen zu können, aber es bot sich mir keine Gelegenheit dar, doch aber war ich stets mit meinem Gebete und meinen Wünschen bei Dir. Was mir damals als Deinem Bundesgenossen versagt war, wird mir jetzt als Deinem Nachfolger reichlich zu Theil.“

Pirckheimer, der gelehrte und edle Patrizier in Nürnberg, schreibt an Hutten: „Daß uns fest uns verbinden, den besten Mann (Reuchlin) nicht zu verlassen.“ Heinrich Stromer nennt ihn das einzige Monument deutscher Größe. Eine wahrhaft schwärmerische Verehrung empfand Ulrich von Hutten für ihn. Wie ein Sturzbach riß er Alles mit sich fort, Reuchlin's Partei zu ergreifen und ruft begeistert aus: „Es ist mein Stolz, Reuchlinist zu heißen.“ „Der Würfel ist gefallen, zurückzugehen ist nicht erlaubt.“ Melancthon, sein Großneffe, an dessen geistiger Ausbildung Reuchlin den größten Antheil hatte, nannte ihn oft seinen lieben Vater.

Reuchlin (später gräcisirt: Capnio) ist am 22. Februar 1455 in Pforzheim geboren. Seine Eltern hießen Georg und Erinna Elissa; Näheres über sie ist nicht bekannt. Aus der anfänglich dürftigen



Blüthen und Knospen

der

Humanität

aus der Zeit von Beuchlin bis auf Lessing.

Spiegelbilder

für

inhumane Herzen der Gegenwart.

Von

Dr. M. Deffauer

in Eöthen.

Bestell

Zürich,

Verlag von Casar Schmidt.

1881.

MLr 336.85
✓

HARVARD COLLEGE LIBRARY
THE GIFT OF
CURT H. REISINGER
Mar. 1, 1938

I. Reuchlin.

Charakterbild aus der Morgendämmerung der Toleranz.

zwei Jahre darauf in politischen Angelegenheiten Eberhards am kaiserlichen Hofe zu Linz. Obgleich überall von den ersten Männern des Staates hochgeehrt, mit Ehren und Würden bekleidet, vom Kaiser Friedrich III. sogar zum Pfalzgrafen ernannt, vermied er dennoch jede äußere Glanzentfaltung und war nur auf Erweiterung seines Wissensschatzes bedacht. Das ihm verliehene Wappen schmückt wohl manches seiner Bücher, aber vom Rang und Titel des Adelsstandes hat weder er noch sein Bruder jemals Gebrauch gemacht. „Er war ein zu bescheidener Gelehrter, um mit den Machtmitteln der Großen zu prunken; er liebte es mehr, unter den Schriftstellern und geistig hervorragenden Männern der Zeit den ersten Rang einzunehmen.“ Aus dem großen, glänzenden Kreise in Linz hat er denn auch sogleich den Mann herausgefunden, der ihn wissenschaftlich fördern, ja bestimmend auf seinen künftigen Lebenslauf einwirken sollte; es war der israelitische Leibarzt des Kaisers, Jakob Loans, der gelehrte Kenner der hebräischen Sprache, unter dessen Anleitung Neuchlin, vom Schimmer des Hoflebens abgewandt, in die Tiefen derselben eindrang. Ein Gelehrter der Neuzeit nennt dieses zufällige Begegniß Neuchlins mit dem jüdischen Leibarzt ein Moment von welthistorischer Bedeutung. Und in der That war es auch das hebräische Wissen, das von ihm hochgehaltene „wunderbare Wort“ (so heißt auch eine berühmte cabbalistische Schrift von ihm), welches die zweite Hälfte seines Lebenspfades mit Dornen reich besäte, aber auch sein Haupt mit unverwelklichen Ruhmeskränzen umrahmte.

Als nach dem Tode seines weisen Fürsten Eberhard der Jüngere gefolgt war, und dieser, nach einem Salomo ein zweiter Nehabeam, die Rathschläge und guten Dienste der früheren Rätthe verachtete, ging Neuchlin nach Heidelberg, wo ihn die Liebe des Kurfürsten und des Bischofs von Worms, Johann v. Dalburg, des ihm befreundeten Mäcens der Wissenschaften, mit offenen Armen empfing. Er wirkte, wenn auch nicht auf der Universität Heidelberg, so doch im Sinne und im Geiste seines Vorgängers, des berühmten deutschen Humanisten Rudolph Agricola, betrieb eifrig die Errichtung eines Lehrstuhls für die grie-

chische Sprache und wollte auf denselben seinen Bruder Dionysius, den er in Italien, wie in Deutschland sorgfältig hatte ausbilden lassen, berufen. Eine anleitende griechische Grammatik dazu, welche aber nie veröffentlicht wurde, war schon früher von ihm verfaßt worden. Die Wuth der Mönche jedoch, in deren Augen alles Neue, Griechisch wie Hebräisch, eine Kezerei war, durchkreuzte alle seine Pläne. Trotzdem wirkte er hier bahnbrechend und segensreich. Die lernbegierigen Jünglinge schauten zu ihm als zu dem strahlenden Genius empor, der, wenn auch ohne bestimmtes Lehramt, ihnen so liebevoll die griechische Weisheit und die „hebräische Wahrheit“ im Urtexte erschloß. Hier vollendete er im Auftrage des Kurfürsten eine kurze, von Agricola begonnene Darstellung der Weltgeschichte, schrieb einige treffliche Lustspiele und bereicherte die Universitätsbibliothek mit sehr werthvollen literarischen Schätzen, welche er aus Rom, als er dort die Lossprechung des Kurfürsten vom päpstlichen Banne erwirkt hatte, mitgebracht. Bei der Nachricht vom Regierungswechsel in Württemberg, 1498, kehrte er wieder in sein liebes Stuttgart und zu seiner Gattin, die dort geblieben war, zurück. Hier erst, nachdem er endlich in den Hafen der Ruhe und der geistigen Sammlung eingekehrt war, beginnt jene großartige Entfaltung seiner Kraft, die Reuchlin „den Stolz“, „den Ruhm“, „die Fierde und Leuchte“ Deutschlands, den Wiedererwecker der hebräischen und griechischen Literatur und Vorkämpfer der Geistesfreiheit werden ließ. Von seinen Berufsgeschäften als Vorsitzender der schwäbischen Bundesgerichte und vielbeschäftigter Anwalt des Dominikanerordens noch mannigfach abgezogen, versenkte er sich jetzt tiefer in die Literaturschätze des Alterthums, übersetzte zahlreiche griechische Klassiker in's Lateinische, darunter das Werk des Hippokrates über die Vorbereitung des Menschen, worin er näher auf den Ursprung der Medizin eingeht; in der Vorrede versucht er nachzuweisen, daß die Heilkunde von den Juden zu den Egyptern, von diesen zu den Griechen und Römern, endlich zu den Deutschen gekommen sei. Er schrieb ferner über Konstantin den Großen, über die Kunst zu predigen und vor Allem seine Aufsehen erregende „hebräische Sprachlehre“ mit

Wörterbuch, die erste in ihrer Art, die Grundlage zum erwachenden Studium des Alten Testaments und zu den Bibelübersetzungen des Erasmus und Luther. Folgendes aus L. Geiger's Charakteristik seiner wissenschaftlichen Leistungen ist sehr beachtenswerth: „Die Periode, um die es sich hier handelt, ist, wenn man so sagen darf, eine Zeit der Kindheit wissenschaftlichen Strebens. Ein jedes Gebiet, das der Forscher betrat, war für die Zeit ein neues, noch nicht betretenes; fast in allen Gegenständen, an die Reuchlin heranging, war er ein Erster. Dies ist von großer Bedeutung für die Beurtheilung, die man ihm angedeihen lassen soll. . . . Reuchlin lenkte den Geist der Mitlebenden in andere Bahnen, er gab dem wissenschaftlichen Streben eine vom Bisherigen zum Theil sehr abweichende Richtung, aber auf das, was er leistete und was er that, schauen wir jetzt nicht hin als auf etwas Unerreichbares; seine Leistungen in vielen Fächern des Wissens sind übertroffen, in manchen ganz verworfen worden, oder haben den Spätern als Grund- und Unterlage für bessere Erkenntniß gebient. Aber bedeutend, groß bleibt er doch. Er hatte einen freien Blick für das, woran es der Zeit vor Allem gebrach, ein Streben nach Wahrheit, das durchaus konsequent, unbeirrt von Nebengedanken und Rücksichten seinen Weg ging, eine sittliche Reinheit und Erhabenheit, deren höchstes Ziel die Veredlung und Vervollkommnung der Menschheit war.

Aber nicht nur theoretisch hat er an den morschen Stützen der Scholastik gerüttelt und einen frischern Luftzug allem Denken und Forschen eingehaucht, er sollte auch mit seiner Person dafür einstehen und ein gewisses Märtyrertum erleiden. Intolerante Finsterlinge im Vereine mit getauften Juden haben nämlich ein Steinchen in's Rollen gebracht, welches nach und nach zu einem gewaltigen Felsblocke anwuchs, der in seinen alten Tagen schwer auf Reuchlin lastete, schließlich aber auf ihr eigenes Haupt zurückfallend, ihr ganzes Ansehen zertrümmert hat. Sollte das hebräische Schriftthum abermals dazu bestimmt sein, die religiöse Strömung in neue Bahnen zu lenken, oder ahnten sie mit sicherem Vorgefühle,

jenes werde, rein und klar, ohne Spitzfindigkeit und Klügelei aufgefaßt, das Trugnetz ihrer Sophismen wie schwaches Spinnwebgewebe zerreißen? Sie betrieben mit einem Eifer, der einer edlen Sache würdig gewesen wäre, durch Schmähchriften und Wühlereien die Vernichtung aller hebräischen Schriften. Anfangs spielte dabei die Hauptrolle ein durch seine jüdenfeindlichen Schriften ihnen bekannter Täufling aus Mähren, Namens Pfefferkorn, der, seines unredlichen Treibens wegen von den Juden verfolgt, Zuflucht in der Kirche gefunden hatte. Um nun die volle Schale seines Bornes auf die früheren Glaubensgenossen auszugießen, bot er den Kölner Dominikanern seine Dienste an und verstand es, mit Hilfe der schwermüthigen Schwester des Kaisers Maximilian im Franziskanerkloster zu München, von diesem 1509 ein Mandat zu erwirken, welches ihm Vollmacht über die Schriften der Juden erteilte. Es wird ihm darin das Recht zuerkannt, dieselben ihnen „zu nehmen und zu unterdrücken“. Einen solchen Schlag jedoch konnten weder die Juden noch die humangesinnten Kreise ruhig hinnehmen, und es entspann sich darüber ein Streit, der, anfänglich von wenig allgemeiner Bedeutung, in der Folge aber ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Neuzeit und Mittelalter, ein Kampf der Freiheit und Wissenschaft gegen Trug und Barbarei wurde, ein Kampf, dessen große Errungenschaft die Reformation ist.

Vermuthlich, weil Reuchlin einmal in seinem „Send schreiben an einen Junker“ die Unbesonnenheit begangen, in einige alte Vorurtheile, namentlich in den scholastischen Satz einzustimmen, die Leiden der Israeliten seien eine gerechte Strafe für deren Versündigung an Jesu, vielleicht auch aus Schlaueit, um ihn in die Falle zu locken, wohl auch, um der Frage ein wissenschaftliches Gepräge zu verleihen, wandte sich Pfefferkorn an Reuchlin, daß er ihn in seinem Plane unterstütze. Reuchlin, offen und geraden Sinnes, ein Freund der Wahrheit, ein Feind aller Winkelzüge, wies ihn rundweg ab und bezeichnete ihm die Mängel im kaiserlichen Erlasse, welche auch den Mainzer Erzbischof Uriel bewogen, auf den Kaiser einzuwirken, einen Gegenbefehl zu

erlassen. Dies geschah, und ein neuer kaiserlicher Befehl, der dritte in dieser Angelegenheit, gebot, die Sache auf sich beruhen zu lassen und den Eigenthümern die entriffenen Schriften „bis auf weitem Befehl“ wieder zuzustellen. So rasch war aber diese Angelegenheit nicht abgethan. Der einmal aufgeloberte Fanatismus wird nicht leicht wieder gedämpft. Es war auch schon in den rheinischen Städten den jüdischen Häusern eine sehr ansehnliche Menge Schriften entriffen worden. Wieder ließ man den Kaiser durch seine Schwester Kunigunde bestürmen, die „gotteslästerlichen“ Bücher ohne Schwanken und Bedenken dem Scheiterhaufen übergeben zu lassen. Andererseits wandten sich auch die Juden an ihn, daß er solche Schmach von ihnen abwende, und ihre Häuser nicht der Rohheit und Raubluft ihrer Feinde preisgebe. Um nun nach beiden Seiten hin als gerecht zu erscheinen, beauftragte der Kaiser den Kurfürst-Erzbischof Uriel von Mainz, 1510, die Frage genauer untersuchen zu lassen und zu dem Zwecke Gutachten von sachverständigen Männern und von den Universitäten Köln, Mainz, Erfurt und Heidelberg einzuholen. Reuchlin, wie sein Gegner, der Gegner jeder freisinnigen Meinungsäußerung, der Inquisitionsrichter Hochstraten in Köln, wurden auch um Gutachten angegangen. „Reuchlin war der Einzige, der ohne amtliche Beziehung zu der Angelegenheit stand, er war weder Kirchenfürst, noch Mitglied einer theologischen Fakultät, ja seinem Berufe nach nicht Theologe, sondern Jurist. Aber er war bereits als Sachkenner so anerkannt, daß man ihn dabei nicht umgehen durfte.“ Reuchlin ging alsbald an die Arbeit und verfaßte seinen „Rathschlag, ob man den Juden alle ihre Bücher nehmen und verbrennen solle“. Der gemessene und besonnene Ton darin stach in hohem Grade von der leidenschaftlichen Sprache der Finsterlinge ab, und es bewährt sich hier das Wort Spinoza's: „Was die Menschen mit reiner Erkenntniß erfassen, vertheidigen sie mit Erkenntniß und Vernunft, jedoch mit Leidenschaft, was mit Leidenschaft sie ergreifen.“ Er betont darin, daß nur vandalische Zerstörungswuth und blinde Unwissenheit gegen eine ganze Literatur in Hauch und Bogen das Todesurtheil auszusprechen vermöge. Ohne

Voreingenommenheit müsse man doch vor allen Dingen die einzelnen Wissenszweige und Gattungen derselben unterscheiden, sodann die werthvollen und reinwissenschaftlichen Werke von den unwichtigen auseinanderhalten. Warum sollten die in hebräischer Sprache abgefaßten geschichtlichen, philosophischen, grammatischen oder naturwissenschaftlichen Bücher geringer geschätzt werden, als ähnliche in andern Sprachen? und wollte man die talmudischen Werke und religiösen Schriften vernichten, so würde man, abgesehen vom Gräuel der Verwüstung und dem Bruche der den Israeliten verbrieften Rechte, der christlichen Theologie am meisten Schaden zufügen. „Die früheren christlichen Gelehrten haben die hebräischen Schriften sehr wohl zu schätzen gewußt. Auch die jekigen sollten mit ihrer Hülfe die Bibel verstehen lernen, um nicht falsche Erklärungen anzunehmen.“ Wenn die Juden anders über die christliche Lehre denken, so wollen sie diese damit nicht beschimpfen; „das ist ihr Glaube und wollen sie damit Niemanden geschmähet haben.“ Sie seien auch keine Ketzer, denn sie sind nicht von den Christen abgefallen. In den Dingen, die ihren Glauben betreffen, sind sie sich selbst und sonst keinem Richter unterworfen. Sie haben sich vor Gott zu verantworten, so gut wie wir. Keiner vor ihm hatte es so freimüthig auszusprechen gewagt: „Die Juden sind unsere Mitbürger im deutsch-römischen Reiche, die mit uns in einem Bürgerrecht und Burgfrieden sitzen.“ Die Männer waren damals noch äußerst selten zu finden, die ein freies Wort offen und rückhaltlos zu äußern wagten. Was Wunder? Endete ja noch zwei Dezennien später der sittenfeste und gelehrte Ludwig von Berquin in Frankreich wegen seines Freimuthes das Leben auf dem Scheiterhaufen! Um so glorreicher strahlt der Name Reuchlin's hervor, der, seinem Ausrufe getreu: „Die Wahrheit bete ich an, wie einen Gott!“ damals schon unverhohlen seine Ansichten darlegte und ausrief: „Es wäre unverantwortlich, Bücher zu verbrennen, die nicht verstanden werden, und die man nicht mit Vernunft und Wahrheit zu widerlegen vermag; nur ein Bacchanten-

argument ist's, mit Fäusten drein zu schlagen, wo das Wort nicht ausreicht!"

Ranke bezeichnet Reuchlin's Gutachten als „ein schönes Denkmal reiner Gesinnung und überlegener Einsicht.“ Es war das einzige, welches allgemeines Aufsehen erregt hat, weil Reuchlin in der Kenntniß der hebräischen Sprache die Gelehrten seiner Zeit weit überragte. Wie es nun kam, daß Pfefferkorn dasselbe, noch bevor es an den Kaiser gelangt war, lesen konnte, ist nicht genau zu ermitteln. Er will es in der Kanzlei des Erzbischofs gelesen haben, als er die Gutachten empfangen hatte, um sie dem Kaiser zu überbringen; Reuchlin aber beschuldigte ihn, er hätte das Siegel erbrochen. Denn als noch der Schleier des Amtsgeheimnisses darüber lag, machte er schon das Gutachten zum Gegenstande eines öffentlichen Angriffs. Pfefferkorn warf eine neue Brandfackel, „den Handspiegel“, unter das Volk, eine Schmähschrift, welche an Bosheit und Aufreizung der niedrigsten Leidenschaften die früheren noch übertrifft. Mehr noch, als gegen die Juden, leerte er jetzt den vollen Köcher giftiger Pfeile gegen Reuchlin aus. Dieser hätte aber dennoch geschwiegen und den Fehdehandschuh eines so unwürdigen Gegners, dem nur diese Händel einen Herostraten-Ruhm verliehen, unbeachtet gelassen, wenn Pfefferkorn nur mit der Verkleinerung seiner Verdienste und Kenntnisse sich begnügt, und nicht auch seinen Charakter, als sei sein Urtheil durch das Gold der Juden für dieselben so günstig ausgefallen, zu verdächtigen gewagt hätte. So unbekannt waren den Unduldsamen die Begriffe von Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe, daß ihnen als bestochen galt, wer solche freimüthig bekundete. Bei dieser Anschuldigung ließ denn auch der hiedere Capnio die lammherzige Gelassenheit fahren; auf solche Stirne gehörte ein herber Faustschlag. Seine berühmte Gegenschrift: „Der Augenspiegel“, „ein schönes Denkmal deutscher Prosa“, war auch ein kräftiger Faustschlag, der so betäubend auf die Gegner gewirkt hat, daß sie in der ersten Verwirrung wie sinnlos sich geberdeten.

Der Priester Peter Meyer in Frankfurt am Main, einer ihrer plumpesten Verbündeten, rief, als er die Schrift las: „An den Galgen,

an den Galgen damit!“ und überfandte ein Exemplar derselben der theologischen Fakultät in Köln. Er und Pfefferkorn, ein par nobile fratrum, verbot sofort den Buchhändlern auf der Frankfurter Messe den Verkauf des Augenspiegels. Da aber der Erzbischof von Mainz ihnen keine Ermächtigung dazu ertheilt hatte, wurde der Verkauf wieder freigegeben, und sie mußten für die Uebereilung den Spott aller Freisinnigen hinnehmen. Diese Angelegenheit, anfangs bloß eine von Pfefferkorn und einigen Gesinnungsgenossen angeregte Streitfrage, nahm nun mehr und mehr den Charakter einer Kulturfrage an, und Jakob Hochstraten, der Kechermeister zu Köln, ein ebenbürtiger Jünger Torquemada's, hielt dieselbe für reif, um dabei seines Amtes zu walten. Er übergab den Augenspiegel der theologischen Fakultät zur Untersuchung, ob Inzichten der Kecherei darin gefunden würden. Die Fakultät ging dabei vorsichtig zu Werke; denn Reuchlin's Partei wuchs, selbst in Köln, am Herde der Dunkelmänner, von Tag zu Tage. Ein dortiger Senator, erzählt man, trug stets den Augenspiegel im Busen und wußte größere Stücke daraus auswendig herzusagen. Dazu besaß ein deutsches Kechertribunal nicht die allmächtige Gewalt eines spanischen; in Deutschland hatte ein solches schon die öffentliche Meinung, eine neue bis jetzt unbekannte und darum geschichtlich merkwürdige Erscheinung, den gemeinsamen Widerstand, ja den Kampf aller billigdenkenden Männer zu fürchten. Man versuchte daher zunächst, durch wohlgemeinten Rath und Drohung auf Reuchlin einzuwirken, daß er selbst sein bestes Geisteskind verleugne und den Verkauf des Augenspiegels hintertreiben solle, und benutzte seine anfängliche Schwäche und Angst vor der Gewaltthätigkeit des Dominikanerordens, um ihn in immer schärferer Form einzuschüchtern. Anfangs gelang es ihnen auch, ihn zaghaft und demüthig zu machen. Als aber die Dunkelmänner in einer dem Kaiser gewidmeten Schrift seinen Charakter auf das Schändlichste angeschwärzt hatten, als sie schimpften und jammerten: „Ein ungeheures Verbrechen ist begangen, die Mächte der Unterwelt freuen sich und triumphiren und bereiten den Himmlischen unendliche Trauer. Möge sammt den jüdischen Büchern, die er vertheidigt, der Urheber einer so

schrecklichen Verwirrung. Neuchlin, untergehen“; da erwachte wieder seine Mannesehre und sein gesunkener Muth und alle Furcht vor dem grauenhaften Schreckbilde der Inquisition war verschwunden. „Einmal“, sagte er, „muß man sterben, niemals darf man aber seine Ehre antasten lassen.“ Er überreichte dem Kaiser eine „Vertheidigungsschrift gegen die Kölner Verleumder“ in einer selbst für die Ohren jener Zeit allzu derben und unverblühten Sprache, wie eine solche nur einem reinen Gemüthe, voll sittlicher Entrüstung zu entströmen vermag. Das Lügengespinnt seiner darin entlarvten Ankläger Arnold von Tongern, Ortuin Gratius, Pfefferkorn u. zerriß wie Dunst und Nebel vor der Sonne der Wahrheit. „Es ist eines Priesters unwürdig“, ruft er da aus, „daß er nach Menschenblut dürste.“ Und nachdem er die kirchlichen Lehren über die Juden zusammengestellt, schließt er die Aufzählung derselben mit den Worten: „Die Juden sind rechtlich unsere Nebenmenschen, wir müssen sie lieben.“ Es war eine offene Kriegserklärung, und der Kampf entfaltete sich bald auf der ganzen Linie zwischen den Dunkelmännern und den Neuchlinisten in ganz Deutschland. Der Kaiser zeigte sich in dieser Angelegenheit sehr schwankend, bald dieser, bald jener Partei günstig gestimmt, und seine verschiedenen Erlasse blieben daher auch ohne entscheidende Wirkung.

Hochstraten, der sich früher im Hintergrunde gehalten hatte, trat nunmehr offen auf die Bühne; er hielt das Ansehen seines bislang gefürchteten Ordens für gefährdet. Wie alle Inquisitionsrichter wähnte er, mit einem wuchtigen Schläge auf's Haupt alle erwachenden freien Geister betäuben zu können, und ohne irgend welche richterliche Befugniß über den außerhalb seines Sprengels wohnenden Neuchlin zu besitzen, zitierte er ihn zum 15. September (1513) nach Mainz. An Neuchlin selbst allerdings, den von Hoch und Niedrig gefeierten Mann, durften sie sich, das sahen sie wohl ein, nicht so leicht heranwagen, es galt jetzt nur dem ihnen verhaßten Augenspiegel, der in ruhigem wissenschaftlichen Tone ihr sophistisches Gebäude untergraben hat; dieser sollte öffentlich

verdammt und verbrannt werden. Am festgesetzten Tage sandte Reuchlin seinen Sachwalter hin, um gegen das ungerechte Verfahren feierlich Einsprache zu erheben. Der Sachwalter bestritt die Kompetenz Hochstratens und betonte, daß diesem keinerlei Gewalt über Reuchlin zustände, daß er ferner nicht Richter und Ankläger zugleich sein dürfte; thut nichts, der Augenspiegel wird verbrannt. Nur durch die entschiedene Parteinahme der hervorragenden Kreise, der Studenten und des Domkapitels wurde das Endurtheil noch auf vierzehn Tage hinausgeschoben. Unter dessen wurde Reuchlin von seinen Freunden bewogen, selbst zu erscheinen, um durch die Gewandtheit und Klarheit seiner Rede die Kunstgriffe jener finstern Schaar um so freier vor Aller Augen bloßzulegen, als von ihr zugleich mit der Verurtheilung eine feierliche Kundgebung, durch Versprechungen von Steuer- und Sündenerlaß eine zahlreiche Volksmenge herbeizulocken, beabsichtigt war. Und auch hier war vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur ein Schritt. Freilich auch Reuchlin hätte mit aller siegreichen Macht der Wahrheit das festgegliederte Trugnetz nicht zu durchreißen vermocht, denn der Rektormeister erschien mit einer Anzahl Gutachten von gleichgesinnten theologischen Fakultäten gerüstet und umringt von den „Säulen der Kirche, unter deren Füßen die Erde erzittert“, den Dominikanern aus Mainz, den Vertretern der theologischen Fakultäten von Köln, Löwen, Erfurt und einer großen fanatischen Volksmenge. Aber ein gemessener Befehl vom Erzbischof traf unerwartet während der Verhandlung ein, wurde laut verlesen, und Entsetzen malte sich auf den Gesichtern der Dunkelmänner, das höhnische Gesicht Pfefferkorn's erblaßte, der Heiligenschein Hochstraten's und seiner Genossen verwandelte sich in Geberden des Grolls und Aergers, laute Freude dagegen erscholl unter den Freisinnigen, Spott und Hohngelächter aus dem freidentenden Theile der versammelten Menge. Der Befehl schob in strengster Form die Verhandlung, in der Hoffnung auf eine gütliche Beilegung des Streites, wieder auf. Die Erbitterung der Dominikaner über diese unvorhergesehene Durchkreuzung ihres Planes kannte keine Grenze; sie hatten schon alle Anstalten zu einem pomphaften Autodase getroffen und sahen sich nun

plötzlich dem Gelächter preisgegeben. Nichtsdestoweniger geberdeten sie sich auch fernerhin, als ob sie die Sieger wären, zogen in den ihnen unterstehenden Bezirken den Augenspiegel ein, und selbst als später der Bischof von Speier im Auftrage des Papstes Leo X., an den Reuchlin appellirt hatte, in Gemeinschaft mit seinen Rätthen und vielen Theologen aus fremden Universitäten die Schrift prüfte, sie von jeder Kezerei freisprach, die gegen sie erhobenen Anschuldigungen als „unverdient, unbedacht und ungerecht“ erklärte und Hochstraten deßhalb in die Kosten, 111 rheinische Goldgulden, verurtheilte, gaben sie die Hoffnung doch noch nicht auf, sie wandten sich an den päpstlichen Stuhl, und der Prozeß schleppte sich in Rom lange hin.

Indessen gingen die Wogen der Leidenschaften immer höher und höher. Die Dominikaner waren entschlossen, das Aeußerste zu wagen, und sollten sie, sie hatten es selbst kein Hehl, den Gehorsam verletzen und ein Schisma erregen müssen, es war ihnen kein Mittel zu schlecht, kein Kaufpreis ihres Triumphes zu theuer. „In den Dingen“, sagt Erasmus, „in welchen der Papst auf ihrer Seite war, galt er bei ihnen mehr als Gott selbst; in andern aber, in welchen er ihrem Eigennuze zuwiderhandelte, achteten sie ihn nicht höher als einen Traum oder Schatten.“ Im Stillen aber hatte sich allmählig ein Reuchlinistenbund gebildet und über fast alle Städte Europa's hin verbreitet, ein Bund ohne Leiter und Geseze, dem aber stillschweigend oder ausgesprochen alle freisinnigen Männer angehörten, und deren Ziel über den augenblicklichen Sieg Reuchlins weit hinausging. Viele glänzende Namen strahlten als leuchtende Vorbilder in diesem Bunde. Mutianus, das allverehrte Haupt des Humanistenkreises in Erfurt, Herzog Ulrich von Württemberg und sein ganzer Hof, Pirckheimer in Nürnberg, der Hof und das Domkapitel in Mainz, Graf Ruenaar in Köln, Peutinger, Melancthon und alle Freunde des Rechts und Lichts von nah und fern scharten sich um den verehrten Capnio (Reuchlin), hegten eine schwärmerische Verehrung für ihn, brachten ihm persönlich und brieflich ihre Ehrerbietung, ja Huldbigung dar, ermunterten ihn und machten es

sich zur Lebensaufgabe, seinen Triumph zum Triumphe des Geistes über die mittelalterliche Knechtschaft und kirchliche Verderbniß zu erheben. „Ohne Furcht!“ schreibt ihm Erasmus, „in England wirst Du verehrt, in Frankreich steht das Beispiel jenes Priors, der Deinen Namen anbetet und einen Brief von Dir wie ein Heiligthum betrachtet und mit Küssen bedeckt, nicht vereinzelt da; wenn die Mitwelt nicht, wird die Nachwelt Dir gerecht werden.“ „Sei ruhig“, schreibt Crocus Kubianus an ihn, „Du bist nicht allein. Mögen die Gegner schreiben, erklären, Angriffe machen, ihre Artikel häufen, wenn sie sich nur dessen bewußt werden, daß sie den Gelehrten Stoff zum Lachen bieten. Stütze Dich auf uns, auf Mutian und seine Schaar, sprich und befehl, wir sind bereit. Noch ist mein Körper stark genug, Hitze und Kälte, Hunger und Durst zu ertragen, Hügel und Berge sind mir nicht zu hoch für Dich.“ Ein Anderer schreibt ihm: „Sei mir dreimal gegrüßt, unbesiegbarer Hercules, süßestes Kleinod der Musen. Ich liebe Dich mehr als Dein bester Freund, Dein Antlitz zu schauen ist mein höchster Wunsch.... Ich jubele, wenn Dein Sieg verkündet wird, siegen mußt Du, bald siegen.“ Es war der erste frische Ansturm zum langen Kulturkampfe der Neuzeit. Allen voran der ritterlich kühne Hutten, „die anziehendste Persönlichkeit mitten in jener Menge von frischen, strebenden, geistig anregenden Männern, eine unermüdlige Kraft im Reden und Handeln, ein Mann, der keine Gefahr scheut, keine Furcht kennt“; voll Geist und Jugendmuth, warb er förmlich Streiter zu diesem heiligen Kampfe, und der erste wuchtige Degenhieb war seine Schrift „Triumph Capnio's“. Bermalmende Schläge fallen darin auf die Kölner Führer, und Reuchlin's Name wird verherrlicht: „Erkenne dich selbst und jauchze mein Vaterland“, ruft er darin aus, „Deutschlands Söhne und Töchter, bereitet Eurem großen, unsterblichen Reuchlin einen glänzenden Empfang!“ Der Schrift wurde eine Zeichnung beigegeben, worin Sieger und Besiegte bildlich dargestellt sind. Voran Hochstraten und seine Schaar in verzerrten Zügen, Feuer speiend, Ortuin, Lungern, Pfefferkorn in scheinheiliger, jämmerlicher Gestalt. Diesen, als den Besiegten, folgen

im Triumphe die Sieger. „Auf einem Wagen die ehrwürdige Gestalt des Triumphators selbst, die grauen Schläfen mit Lorbeer und Ephen umwunden, den Augenspiegel in der rechten und einen Delzweig in der linken Hand; zum Beschluß, gleichfalls bekränzt, die Schaar der Rechtsgelehrten und Poeten, die er alle vom Untergang, der auch ihnen von den Dunkelmännern zugebracht war, befreit hat.“

Hochstraten ließ unterdessen in Rom kein Mittel unversucht, Drohung, Gewalt und selbst Geldmittel, die zu allen Zeiten dem päpstlichen Stuhle willkommen waren. Das von ihm geforderte Lateranische Konzil kam zwar nicht zu Stande, aber eine immerhin große, aus 22 Mitgliedern bestehende Kommission wurde zur Schlichtung der Streitfrage ernannt, und als auch diese ein für Neuchlin günstiges Urtheil gefällt hatte, blieb er immer noch halsstarrig und ließ die Angelegenheit bis zum Eintritte einer für ihn günstigeren Wendung persönlich bei dem wankelmüthigen Papste anhängig. Aus dem Humanistenkreise ging aber inzwischen ein anderes Forum hervor, welches die Dunkelmänner für immer gerichtet hat. Zwei witzige Köpfe (man hält heute allgemein Hutten und Crotus Rubeanus für die Verfasser) zeichneten im Rahmen der Satyre grelle Spiegelbilder, die das Thun und Treiben der Finsterlinge in dem ihnen eigenen verdorbenen Latein, deren Gefinnungen und innerste Gedanken, deren Unwissenheit, Genußsucht und Sittenverderbniß, die ganze Hohlheit ihres Wesens so getreu und anziehend wiedergaben, daß sie in's Lächerliche gezogen, täglich um so mehr an Ansehen und Würde einbüßen mußten, je unantastbarer bisher ihre Autorität gewesen. Wenn es wahr ist, daß oft ein herzliches Auflachen eine Krankheit zu heben vermag, so haben die „Dunkelmännerbriefe“ nicht wenig zur Genesung Deutschlands beigetragen. Soll ja auch wirklich Erasmus, obgleich er jetzt nicht mehr offen für Neuchlin Partei genommen hat, beim Lesen derselben durch das erschütternde Lachen von einem Halsgeschwür befreit worden sein. Wie ein Tölpel mit der unschuldigsten Miene seine innersten Geheimnisse ausplaudert, so gaben in diesen Briefen die Mönche in ihren scheinheiligen Lebensarten ihr ganzes Herz, ihr

fanatisches Wesen preis. Und die Satyre darin ist so fein und versteckt, daß sie beim ersten Durchlesen glaubten, sie hätten ihr treues Charakterbild, von befreundeter Hand entworfen, vor sich. Aber nicht nur auf diese, auch auf den Charakterschwachen Papst und die Pariser Universität, welche den Glanz ihres alten Ruhmes durch ihr verdammdendes Gutachten verdunkelt hat, fallen darin die grellsten Streiflichter. In ihrem sarkastisch-schalkhaften Tone haben die viel gelesenen Dunkelmännerbriefe eine ungeheure Wirkung erzeugt. Und das päpstliche Verbot derselben, welches die Dominikaner erwirkt hatten, machte die verbotenen Früchte noch gesuchter. Jeder Gebildete setzte fortan eine Ehre darin, dem Bunde der Neuchlinisten anzugehören, und die Anstrengungen der Gegner, durch zahlreiche Schriften, „Streitbüchlein“, „Klagen“, und Kunstgriffe den aufgehenden Tag in seinem Laufe zu hemmen, waren vergeblich.

Stand früher Neuchlin allein im Kampfe gegen die Finsterniß als „das einzige Monument deutscher Größe“, so sah er sich im Alter umgeben von würdigen Fortsetzern seines begonnenen Befreiungswerkes, die alle fest entschlossen waren, das rollende Rad der Zeit in demselben Geleise vorwärts zu treiben. Ohne diese jugendlich frischen Kräfte wäre vielleicht Neuchlin's edle Saat nicht so rasch aufgegangen; aber ebenso ohne Neuchlin kein Luther! Die Summe seiner ruhmvollen Wirksamkeit kann man schön und bündig mit den Worten seines glühenden Verehrers, Birchheimer, ausdrücken: „Ein Leben hast Du geführt, wie es die Besten sich nur wünschen mögen. Auf Dich hatte die Natur alle ihre Gaben gehäuft. Durch reiche Gelehrsamkeit hattest Du Dich ausgezeichnet, hattest die lateinische Sprache gefördert, die griechische beinahe zuerst in Deutschland eingeführt, die hebräische mit seltenem Fleiße zu allgemeiner Bewunderung erlernt. Hast viele und nicht geringe Denkmale Deines Geistes aufgestellt, . . . und nur das Eine war noch übrig, daß durch widerwärtige Aufsechtungen die Größe Deiner Seele geprüft und wie das Gold im Feuer bewährt wurde. Siehe, Du hast nun von

Deiner Tapferkeit, Festigkeit und Rechtschaffenheit die schönste Probe gegeben.“

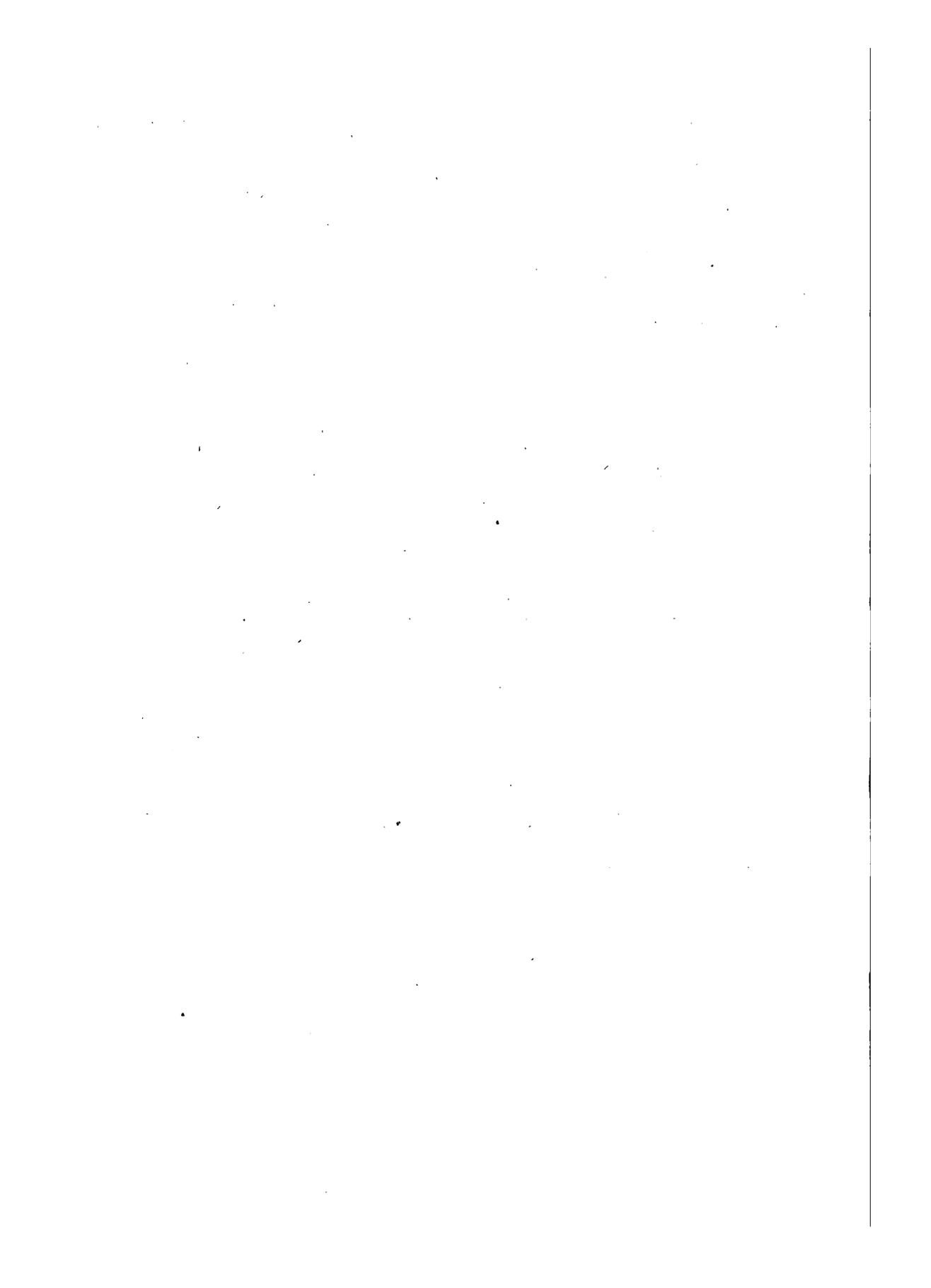
Wie von den alten Patriarchen kann man von Neuchlin sagen: Er starb lebensfatt. Sein Leben war eitel Kampf und Mühe. Noch kurz vor seinem Tode mußte er von seiner lieben Heimat und dem trauten Landgütchen zu Stuttgart scheiden und zweimal den Aufenthalt wechseln. Die Kriegsunruhen in seinem Vaterlande rissen ihn aus seiner Ruhe und seinen Gewohnheiten und bestimmten ihn, nach Ingolstadt zu gehen, wo er im Hause des Dr. C. Wohnung nahm, von dem ihn aber nur allzubald eine tiefe Kluft der Meinungsverschiedenheit trennte. Nach Beendigung des Kampfes in Württemberg, an dem auch der willenskräftige Beschützer Gutten's und Neuchlin's, Franz von Sickingen, theilgenommen, hatte dieser nichts Eiligeres zu thun, als den Kölner Dominikanern kurz und streng aufzugeben, Neuchlin, seinem Lehrer, „der in seiner Jugend zu sittlicher Tugend ihn zu unterweisen beflissen war“, nach dem Speier'schen Urtheilsspruche die Prozeßkosten zu vergüten und die vollständige Niederschlagung der Streitfache beim Papste zu beschleunigen, sonst würde er ihre Provinz mit Krieg überziehen. Sie kannten Sickingen's Entschlossenheit, da half kein Krümmen und Winden. Auch Neuchlin, den sie in Ingolstadt aufsuchten, um sich in Verhandlungen mit ihm einzulassen, verwies sie auf Sickingen, sie mußten daher auf dessen Bedingungen eingehen; und der Knoten, welchen Papst und Kaiser nicht zu lösen vermocht, war nun rasch durchschnitten. Und als später, wahrscheinlich durch die immer wachsende reformatorische Bewegung bestimmt, der Papst dennoch (23. Juni 1520) zu Ungunsten Neuchlins entschied, war das Interesse dafür durch höhere religiöse Streitigkeiten zurückgedrängt. Die Finsterlinge begnügten sich mit diesem scheinbaren Triumphe. Neuchlin hatte Ruhe bis zu seinem Tode. „Aber der Kampf Neuchlins mit seinen Gegnern ist nicht ausgekämpft. Die Reformation hat ihn nicht geendet. Es ist der Streit zwischen Freiheit und Glaubenszwang, der sich zu jeder Zeit wiederholt, und der sich nur durch stete, mit heiligem Sinne gemachte Anstrengungen auskämpfen läßt.“

Neuchlin war in Ingolstadt wie in Tübingen, wohin er sich jetzt auf Bitten der Universität wandte, der gefeierteste Lehrer, und die studirende Jugend folgte überallhin ihrem Meister nach, wie sich die Blüthe der Sonne zuneigt. Ein ihm angetragenes Lehramt in Wittenberg, um die vom Kurfürsten dort neubegründete Universität durch seine Ruhmesgröße würdig zu inauguriren, lehnte er „Seibes und Alters halben“ ab und empfahl Melanchthon dahin.

Neben seinen zahlreichen akademischen, schriftstellerischen und amtlichen Arbeiten unterhielt Neuchlin einen regen Briefwechsel; denn Briefschreiben, Musik und Gesang waren seine liebsten Erholungen; noch in seinen alten Tagen, wenn er an die Heimat, an sein heimgesuchtes Vaterland dachte, griff er manchmal zur Zither, um Kummer und Unmuth zu zerstreuen. Außerdem fand er großes Vergnügen an der Ansammlung einer sehr reichhaltigen Bibliothek. Sie war besonders der zahlreichen hebräischen und griechischen Hand- und Druckschriften wegen ein gepriesener, von den Zeitgenossen angestaunter Schatz. Neuchlin nannte sie „das Kleinod meiner Seele“. Sie ist später eine Bierde seiner Vaterstadt geworden, der er sie vermacht hat. Von seinen Familienverhältnissen ist nur bekannt, daß er zweimal verheirathet gewesen, keine Kinder hinterlassen hat, desto mehr dankbare Jünger und ruhmvolle Geisteskinder. Seine unermüdbliche Thätigkeit rieb endlich seine Kräfte auf, und er starb den 30. Juni 1522; doch „wer so gelebt, stirbt nicht“, rief ihm Hutten zu, und gewiß lebt er fort durch alle Zeiten als der erste Erwecker der alten Sprachen und des neuen Geistes in Deutschland, als der Lessing des 15. Jahrhunderts.

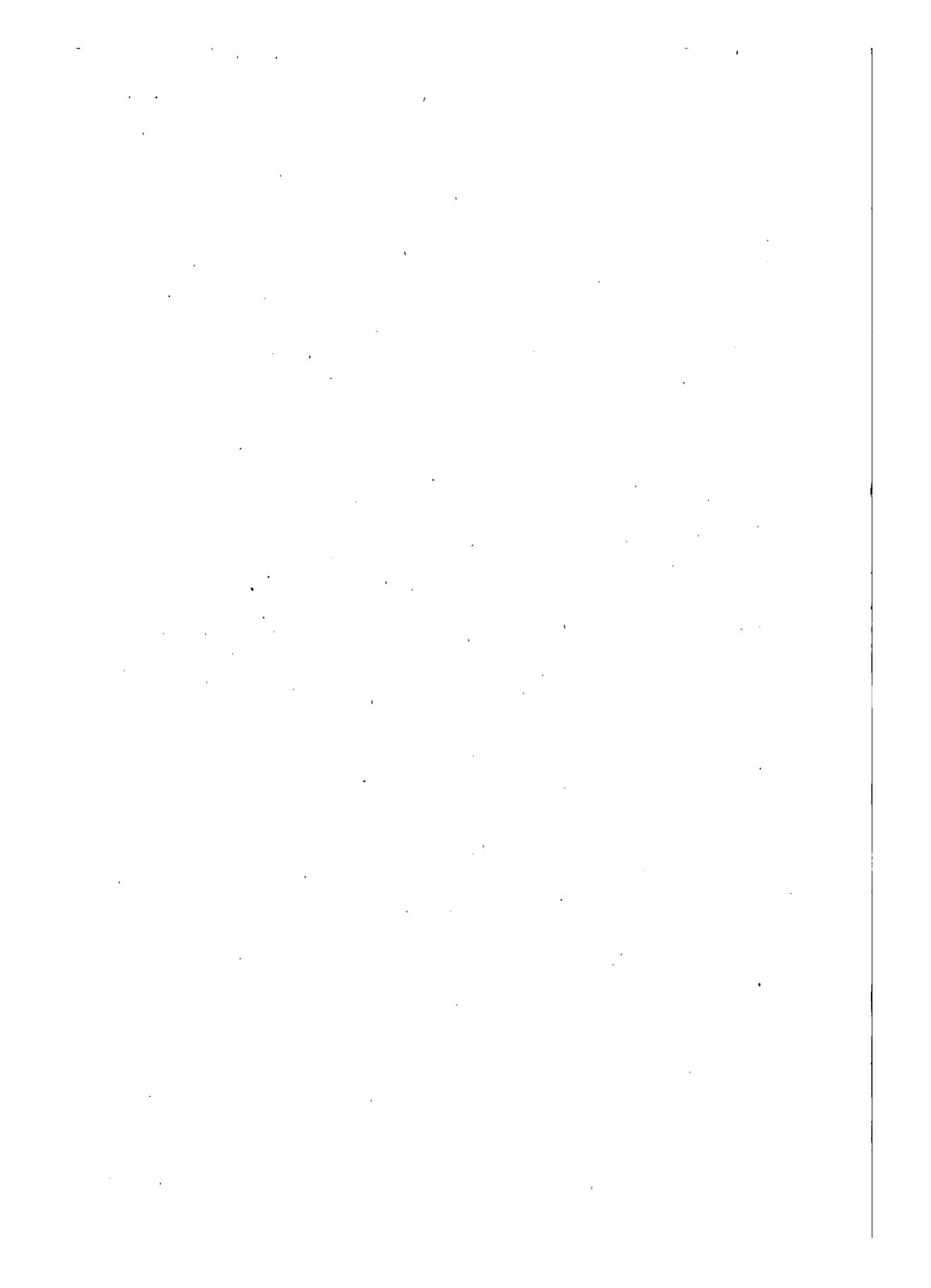
Neuchlin! wer will sich ihm vergleichen,
Zu seiner Zeit ein Wunderzeichen!





II. Erasmus.

Die Humanität des Unbewußten.



Auch Saul unter den Propheten? Erasmus unter den Propheten der Geistesfreiheit und Humanität? War er nicht der Mann des Friedens, zu ängstlich, um Vorkämpfer zu sein? War er nicht Gegner Luthers? — Dennoch darf man die humanitären Verdienste des Erasmus nicht unterschätzen. Er war wol kein Stürmer, kein kühner Freiheitsheld, aber ein Auser in der Wüste, ein Bahnbrecher, der die Wege gezeigt und geebnet und unzählige Bausteine zum herrlichsten Baue der Neuzeit herbeigebracht hat.

Erasmus und Neuchlin wurden die beiden Augen Deutschlands genannt; dieser war das mehr vorwärts blickende, jener das tiefer forschende Auge. Erasmus war ein Forscher in der hervorragendsten Bedeutung dieses Wortes; emsig und tief stieg er hinab in den verschütteten Schacht der klassischen Philologie und des biblischen Schriftthums, holte zahlreiche verborgene Schätze herauf und verarbeitete sie mit feinem Sinne und edlem Geschmacke. Hierin forschen und graben war der ewige Drang seines Herzens, sein Lebenselement. Auf diesem Gebiete strahlt er als Muster von Fleiß, Scharfsinn und Gelehrsamkeit, als bedeutendster Bahnbrecher in Deutschland hervor; doch damit fand seine ruhmvolle Thätigkeit noch keine Grenze. Erasmus hat auch den Geist seiner Zeit in neue Bahnen gelenkt; er darf zwar nur als indirekter Vorkämpfer und Mitarbeiter im Humanistenbunde angesehen werden; denn nur theoretisch hat er die Bestrebungen desselben in hohem Grade gefördert, jedoch nicht praktisch, durch persönliches Wirken und Eingreifen. Wol erfreute auch ihn jeder kräftige Pulsschlag des neuerwachten Geistes und im Stillen hob sich seine Brust bei jedem freiern Flügelschlage der Zeit, aber er trat nicht offen in den Kampf ein, vermied vielmehr ängstlich

jede Gemeinschaft mit den kühnen Vorkämpfern der Reformation und jede direkte Einmischung in Neuchlins und Luthers Händel; er lachte herzlich über den verben Spott der „Dunkelmännerbriefe“, wies aber den Verdacht der Theilnahme an denselben oder auch nur der Billigung solcher Kampfweise energisch zurück. Erasmus strebte vorwärts mit dem Verstande, doch nicht zugleich mit seinem Gemüthe; er fühlte in sich nicht den Beruf, Märtyrer des Glaubens und Denkens zu werden, liebte vielmehr die beschauliche Ruhe ungestörter wissenschaftlicher Thätigkeit. Ist er aber auch nicht als muthiger Feldherr in den Kampf seiner Zeit eingetreten, so hat er doch durch seine großen Leistungen im Bereiche der griechischen und römischen Literatur, welche er mit seltener Meisterschaft beherrschte, durch Unterricht und Anregung, durch satyrische Geißelung der Verirrungen des religiösen Lebens, der Hohlheit und Heuchelei der Ordensbrüder, der Trägheit des Klosterlebens und anderer Mißstände und Auswüchse, wie durch Anbahnung eines gründlichen Bibelstudiums ungemein viel zu dem Umschwunge des geistigen Lebens der Neuzeit beigetragen.

Erasmus von Rotterdam, geboren daselbst den 27. Oktober 1467, hieß eigentlich nach dem Namen seines Vaters Gerhardus, nach einer neuern Ansicht Roger; er verwandelte diesen aber, weil er, nach dem feinern Geschmacke der Humanisten, ihm zu barbarisch klang, oder um in seinem Auftreten einen in jener Zeit wünschenswerthen Schutz im Pseudonym zu haben, in Desiderius Erasmus; vielleicht that er es auch, um mit dem Namen zugleich den an seiner Geburt haftenden Makel zu verwischen. Er war nämlich der Sohn eines Klosterbruders; man darf aber dabei nicht an die Tochter des Kardinals, die vor Kurzem so viel von sich reden gemacht, denken. Dieser Klosterbruder verdient unsere ganze Sympathie; nachdem er bereits seiner geliebten Margaretha die Ehe fest und feierlich versprochen hatte, wollten ihn die Eltern oder Verwandten zum geistlichen Berufe zwingen, und als er nach Rom entflohen war, wußte man ihm dort den Tod seiner Geliebten so lebhaft vorzuspiegeln, daß er aus Gram und Verzweiflung nun freiwillig in einen

Orden eintrat. Wie erstaunt war er aber, als er nach einiger Zeit in sein Vaterland zurückgekehrt, um daselbst eine vom Papste ihm verliehene Pfründe zu beziehen, in Rotterdam seine todtgelaubte Margaretha nebst deren ihm unterdessen geschenkten Sohn fand. Ob nun unter so bewandten Umständen der Papst das Klostersgelübde wieder lösen werde, das, wußte er, sei eine so heikle Frage, daß eine günstige Entscheidung kaum zu hoffen war. Er zog es also vor, den Knoten ungelöst zu lassen, mit dem Verstande der Pfründe und im Herzen Margaretha treu zu bleiben. Nach dem freudigen Schreck dieses ungewöhnlichen Wiedersehens haben die Eltern des jungen Erasmus (nach einer Ansicht soll dies sein Taufname gewesen sein) ihre noch nicht erloschene Liebesgluth auf die gemeinsame sorgfältige Erziehung ihres Sohnes gelenkt. Den ersten Unterricht erhielt er in Gouda, dem Geburtsorte seines Vaters, und in Utrecht; in seinem neunten Lebensjahre bezog er die vorzügliche Schule zu Deventer, wo der strebsame und talentvolle Jüngling in die Elemente der klassischen Sprachen eingeführt wurde. Auch seine Mutter nahm daselbst, um das geliebte Kind überwachen und pflegen zu können, festen Aufenthalt. Doch schon in seinem dreizehnten Lebensjahre wurde sie ihm durch die Pest entrißen; kurze Zeit darauf verlor er auch den Vater, und der verlassene Waisenknabe hat in der freundlichen Zuneigung seiner Lehrer nur einen schwachen Ersatz gefunden für die mit ewiger Nacht umhüllten Sonnenstrahlen der Mutterliebe.

Bei manchen Familien scheint es, als ob die alte tückische Moira in ihrer Mitte fest und erblich den Thron aufgeschlagen hätte, so despotisch und oft mehrere Geschlechter hindurch greift ihr launischer Eigenwille in den Lebenslauf aller Familienglieder ein und durchkreuzt unliebsam die wichtigsten Pläne und Entwürfe. Ist es nicht als ob eine unsichtbare tückische Gewalt in das Selbstbestimmungsrecht der Menschen eingriffe, wenn wir beide Gerhard, Vater und Sohn, mit der größten innern Abneigung gegen den Mönchsstand schließlich halb gezwungen, halb freiwillig in die Stille eines Klosters sich zurückziehen und das Gelübde der Keuschheit, Armuth und des Gehorsams ablegen sehen? Die

Abſicht des etwa ſechszehnjährigen Erasmus, mit den in Deventer in der Schule des berühmten Alexander Hegius erworbenen Kenntniſſen ausgerüſtet, eine Univerſität zu beziehen, wurde von den eigennützigem Vormündern vereitelt, die ihn, um ſeinen Sinn dem Kloſterleben geneigter zu machen, in die Kloſterſchule zu Herzogenbuſch ſandten. Nach einem dreijährigen unfruchtbaren Aufenthalte daſelbſt ging er, von einem falſchen Freunde, der es nur auf die Ausbeute ſeiner reichen Kenntniſſe abzesehen hatte, überredet, mit demſelben in das Kloſter Stein bei Gouda in Holland. Es war vielleicht das Werk der Vorſehung, daß Erasmus, ſpäter einer der ſchärfften Gegner der Kloſtergeiſtlichkeit, deren ſchwelgeriſches und müßiges Thun und Treiben wie Luther aus eigener Anſchauung kennen lernen ſollte. Schon im Kloſter Stein, wo er fünf Jahre lang geweſen, begann ſeine höchſt fruchtbare ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Die erſte ſelbſtſtändige Arbeit, nachdem er zuvor die Gedichte ſeines Freundes Hermanni herausgegeben, der die Freuden und Leiden des zurückgezogenen Stilllebens brüderlich mit ihm getheilt hat, war die Schrift „über die Weltverachtung“, worin er ein grelles Bild von den ſittlichen Schäden ſeiner Zeit, von dem Gewiſſenszwange und dem unnützen, der Religion wie Moral verderblichen Leben des Kloſters entwirft. „Die Klöſter ſind Brunnen“, ruft er mit ſittlicher Entrüſtung aus, „aus welchen man nicht wieder herauskommen kann; viele ſteigen nicht, ſondern ſtürzen ſich hinab.“ „Ehemals waren ſie Wohnſitze rechtſchaffener Leute, die ſich aus Mißfallen an den Laſtern der Welt an öde Orte begaben, um da ein einfaches, heiliges Leben zu führen. . . . Jetzt ſind ſie Schulen der Bosheit, ein großer Theil der Kloſterinſaßen lebt hier, um bequem den Lüſten fröhnen und ein Prafferleben führen zu können. . . . gehen von einer Ausſchweifung zur andern und entſalten, nachdem ſie Armuth gelobt, fürſtliche Pracht und ein Satrapenleben.“ Er ſehnte ſich auch hinaus aus dieſen ihn abstoßenden Mauern, welche die duftenden Blüthen ſeines Geiſtes zu knicken drohten und ergriff mit Freude die erſte günſtige Gelegenheit, ſie zu verlaſſen. Durch den Ruhm, welchen ſein Name in der Gelehrtenwelt bereits erlangt hatte, wurde nämlich der Biſchof von

Cambrai auf ihn aufmerksam; er ernannte ihn, besonders seiner hervorragenden lateinischen Sprachkenntnisse wegen, zu seinem Begleiter nach Rom, weihte ihn zum Priester und bewirkte, daß ihm außerhalb des Klosters zu leben gestattet wurde. Aber auch dieser Wechsel, zumal die Reise nach Rom unterblieben war, befriedigte ihn auf die Dauer nicht; wie früher den Reuchlin, so zog auch ihn die damals berühmteste Hochschule zu Paris mit mächtiger Zauberkraft an.

Die Pariser Universität war lange Zeit ein weithin strahlender Brennpunkt des wissenschaftlichen Geistes, wohin sehnsüchtig die Blicke aller Lernbegierigen sich richteten, einer der wenigen hochragenden Leuchttürme der Bildung auf einer weiten pfadlosen und geistesöden FläcHERINGsumher. Zu diesem Glanze hatten sie zunächst Petrus de Alliaco, dessen gelehrter Schüler Johann Gerson, das Haupt des Konstanzer Konzils, und Nicolaus de Clemangis erhoben; und als nach dem Falle Konstantinopels zahlreiche griechische Gelehrte von da in's Abendland auswanderten, verborgene Literaturschätze mitbrachten und für dieselben Sinn und Verständnis weckten, da wurde die altberühmte Universität Paris neben Florenz die eifrigste Pflegestätte klassischer und humanistischer Bildung. Hier fand Erasmus für seinen Wissensdurst reiche Nahrung, hier lernte und lehrte er und wurde von den studirenden Jünglingen aufgesucht, ja bestürmt, sie in das Heiligtum der aufblühenden antiken Wissenschaften einzuweihen. Seine beschränkten materiellen Verhältnisse gestalteten sich dadurch äußerst günstig. Dennoch blieb er hier kaum zwei Jahre lang; ihm behagte ebenso wenig wie früher dem Reuchlin die noch herrschende scholastische Lehrweise, sein klarer Forschergeist rang nach reiner, von allen Spitzfindigkeiten freier Auffassung und Darstellung der Wissenschaften. Sodann gehörte er zu den Gelehrten, deren ewig heißer Drang nach Erweiterung der Kenntnisse erst mit dem Tode erlischt; rastlos suchte er nach frischen, neubefruchtenden Quellen für seinen empfänglichen Sinn und seine wunderbar ergiebige Schaffenskraft. Wir finden ihn bald in England, bald in Frankreich, in Italien, Schweiz, Holland und Deutschland. Wie seine vielseitige

Natur sich nicht auf ein einziges Arbeitsgebiet beschränkt hat, nicht bloß in der Sprachforschung, welche seinem Namen Unsterblichkeit verliehen, sondern auch in den verschiedensten Zweigen, in Theologie, Bibelübersetzung, Rhetorik, Spruchsammlung und Morallehre u. a. m. sich versucht und überall Tüchtiges geleistet hat, so konnte er auch in keinem Staate, in keiner Stadt festen Fuß fassen, wanderte er unruhig von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, besonders um die hervorragendsten Pflegestätten der Kultur und Wissenschaft aus eigener Anschauung kennen zu lernen und von denselben sich geistig anregen zu lassen.

Einen hohen Reiz hatte für ihn vorzugsweise das Leben in England, wohin er dreimal eingeladen, stets mit besonderer Auszeichnung empfangen wurde und wo er durch die Gunst der Könige Heinrich VII. und VIII., wie durch einen lieben Freundeskreis, zu welchem zunächst sein freigebiger, edler Mäcen und früherer Schüler in Paris, Lord William Montjoy, dann ein Thomas Morus, Johann Colet und William Warham, Erzbischof von Canterbury, zählten, zu längerem Verweilen bestimmt wurde. Hier hielt er sich meist in den Mittelpunkten des geistigen Lebens auf, wo reichhaltige Bibliotheken seinen Studien ergiebige Ausbeute versprachen, in den Universitätsstädten Oxford und Cambridge, namentlich in letzterer Stadt, in welcher ihm eine Professur der griechischen Sprache und die Erziehung zweier Söhne des Königs Jakob von Schottland übertragen, wie auch der Grad eines Baccalaureus der Theologie ertheilt wurde.

Nur die Sehnsucht, welche damals die Gebildeten aller Stände erfüllte, die Sehnsucht nach dem Lande Dantes und Petrarca's, nicht nach den erfrischenden Bergen und Thälern, den zauberhaften Seen und dem milden, heitern Himmel dieses Landes, sondern nach den weltweit gepriesenen Städten desselben, in welchen längst die Sonne antiker Geistesbildung aufgegangen war, und wo die altberühmte Hochschule zu Bologna, wie die mit unvergänglichen Lorbeeren bekränzten Fürsten, die Medicäer, die Kiste, Kunst und Wissenschaft zu hoher Blüthe entwickelt haben, diese Sehnsucht ließ ihn auch in England keinen festen

Ruhepunkt finden und zog ihn mit magischer Gewalt nach Italien hin. Gleich die erste Stadt Italiens, welche er besuchte, Turin, bereitere ihm einen freundlichen Empfang und verlieh ihm die wohlverdiente Würde eines Doktors der Theologie; er verweilte dann länger in Bologna, bereiste Florenz, Venedig, Padua, Rom, überall von hochgestellten Verehrern auf das Herzlichste begrüßt, überall mit klassischem Geiste sich und die Umgebung belebend.

Erasmus war nun in sein reiferes und reifer schaffendes Mannesalter eingetreten und entfaltete fortan trotz seiner schwächlichen Leibesbeschaffenheit eine beispiellos ausgedehnte wissenschaftliche Thätigkeit. Ein öffentliches Lehramt schien seinen Neigungen nicht zu entsprechen; den Lehrstuhl in Cambridge gab er nach kurzer Zeit wieder auf und einen andern später ihm angetragenen der Universität Löwen lehnte er ab. Dagegen war seine schriftstellerische Thätigkeit eine so umfassende, daß schon die bloße Titelangabe der von ihm verfaßten philologischen, philosophischen und theologischen Bücher und Schriften mehrere Bogen füllen dürfte. Seine „Lobrede der Thorheit“, welche er bei der Rückkehr aus Italien seinem Freunde Thomas Morus überreichte, hat großes Aufsehen erregt, dem Freigeist zahlreiche erbitterte Feinde zugezogen und ihn für immer zu einem schwankenden Sohne der Kirche gestempelt. Indem sie die Thorheit selbst, die ihr eigenes Lob preist, redend einführt und mit scharfer Satyre die Thorheiten seiner Zeit, die religiösen Gebrechen, die Schäden der Kirche, jede thörichte Observanz, Gebräuche und Sitten, jede einzelne Abtheilung in diesem „weiten Gebiete der Narrheit“, namentlich die Anmaßung und Unwissenheit ihrer Träger geißelt und in's Lächerliche zieht, hat die Schrift eine starke Dresche in die dicken Mauern des Aberglaubens und Vorurtheils geschlagen. Einen ähnlichen Zweck verfolgen seine „Gespräche“, die, wie seine sämtlichen Schriften, in geschmackvollstem lateinischem Style und mit Eleganz der Sprache abgefaßt sind. Aber der „unvergleichliche Erasmus“, „der Reid seiner Zeit, und das Wunder aller folgenden Zeiten“ ist er erst durch seine unvergänglichen Verdienste und die erstaunliche Arbeitskraft

auf dem Felde der Sprachwissenschaft und Theologie geworden. Wie wichtig beispielsweise seine Herausgabe des neuen Testaments im griechischen Grundtexte zur Zeit gewesen, belehrt genugsam die Thatsache, daß nur ein einziges Exemplar desselben in griechischer Sprache in ganz Deutschland zu finden war, ehe es Erasmus mit Noten versehen und in geläuterter Uebersetzung herausgegeben. Um einen geläuterten Grundtext herstellen zu können, studirte er auf seinen Reisen in England, Brabant und Basel verschiedene Handschriften und Codices des Neuen Testaments, ebenso die einschlägigen Werke der berühmten Kirchenväter. Mit diesen Leistungen in neutestamentlicher Exegese und Textkritik betrat Erasmus ein bis dahin fast gar nicht kultivirtes Gebiet. Er hat außerdem viele Uebersetzungen griechischer Werke in's Lateinische versertigt: Einiges von Lucian und Plutarch, die Hecuba und Iphigenia des Euripides, Xenophons Tyrannus u., die hervorragendsten Kirchenväter, Chrysostomus, Athanasius, Origenes u. Ebenso hat er vorzügliche, meist mit kritischen Anmerkungen versehene Ausgaben griechischer und lateinischer Klassiker und Kirchenväter veranstaltet, wie Seneca, in welchem er allein an viertausend Fehler verbessert haben will, Sueton, Einiges von Cicero und Plinius, dann Curtius, Livius, Plautus, Terenz, Aristoteles, Demosthenes, Hieronymus, Augustinus und zahlreiche andere, theils vollständig, theils auserlesene Schriften derselben. Cicero und Plutarch waren seine Lieblingschriftsteller, obgleich er gegen diejenigen seiner Zeitgenossen heftig zu Felde zog, die neben Cicero kein anderes Stylmuster gelten lassen wollten. Besondern Fleiß verwendete er auf eine reichhaltige Sammlung der in jenen klassischen Werken zerstreut gefundenen Sprüchwörter und geistreichen Sentenzen. Alle diese Leistungen, sowie seine mustergiltigen Briefe und Streitschriften zeugen von einer Arbeitslust, einem Sprachtalent und einer unermüdblichen Forscherkraft, welche selbst den Glanz eines Laurentius Vallä überstrahlten und den Italienern eine so hohe Achtung einflößten, daß ihr Spott über die Unwissenheit der Deutschen völlig verstummte.

Vermöge seiner reichen Gelehrsamkeit, des blendenden Reizes seiner Sprache und des klaren Blickes in die Gebrechen und Schäden seiner Zeit, hätte Erasmus von Rotterdam ohne Zweifel die Fähigkeit gehabt, ein Luther zu werden; haben ja wirklich Luthers Feinde höhnisch behauptet, Erasmus habe das Ei gelegt, und Luther es ausgebrütet. Aber es fehlte ihm der Freimuth und das offene, unerschrockene Hervortreten eines Reformators. Er war wol ein seltenkundiger Bootse auf dem weiten Meere humanistischer und theologischer Wissenschaft, dessen Vorarbeiten die Bestrebungen Luthers ungemein förderten, doch hatte er nicht die Berwegenheit und sichere Hand des Steuermanns, das Fahrzeug durch Brandung und Klippen muthig hindurchzuführen. Und es fehlte ihm noch Eins: die Liebe zur deutschen Sprache, welche Luther so glücklich mitreformirt hat. Als ein begeisterter Apostel der antiken Sprachen erschien ihm Alles lediglich in deren Gewande schön und anziehend.

Eine neue Wendung seines Lebens begann mit seiner Uebersiedlung nach Deutschland. Seine Ankunft daselbst ist wie die eines Fürsten gefeiert worden. Und wahrlich, ein mächtiger Fürst im Reiche der Wissenschaften war Erasmus! Beherrschte er ja wie Keiner vor ihm das unabherrschbare Gebiet des literarischen Alterthums. Der König Karl von Spanien, später deutscher Kaiser (Karl V.), der die Niederlande, damals ein Theil Deutschlands, mit Spanien vereinigte, und seinen Hofstaat mit den Zierden der Kunst und Wissenschaft schmücken wollte, berief auch Erasmus und ernannte ihn zum königlichen Rath, mit der Erlaubniß, beliebig seinen Aufenthaltsort wählen zu können. Er nahm seinen Wohnsitz in Löwen, blieb aber auch dort allen geistlichen Aemtern, wie allen öffentlichen Angelegenheiten fern; durch keinerlei thätiges Eingreifen, nur durch fortgesetztes Forschen und Arbeiten wollte er den Boden für die geistigen Keime der Neuzeit auflockern. Aber wie er sich auch abschließen mochte, die damals schon hochgehenden Wogen des Religionsstreites drangen doch auch an ihn heran.

In Deutschland begann ein frischer Frühlingshauch einer mildern Zeit zu wehen, der die erstarrte Eisesdecke des kirchlichen Mittelalters

sporen sollte. Aus der Asche des abgestorbenen Ritterthums erhob sich ein neues, lebensfähigeres, ein Ritterthum des Geistes. Allerorten erstanden freie, tapfere Männer, die mit scharfen Geisteswaffen den Kampf gegen die verrotteten sozialen und religiösen Zustände zu führen entschlossen waren. Der Streit Reuchlin's mit den Kölner Dominikanern um die Verbrennung des hebräischen Schriftthums, der sich mehr und mehr zu einem geistigen Kampfe um freie Meinungsäußerung gegen Verfehrungssucht und Geistes knechtung zugespitzt hat, hat weit über die Grenzen Deutschlands hinaus einen Wiederhall gefunden und einen geschlossenen Humanistenbund mit dem Losungsworte: „Geistesfreiheit und menschliche Gesittung“ geschaffen. Freimüthig und herb erklang früher die Sprache des Erasmus, und man erwartete nun auch sein gewichtiges, vielleicht entscheidendes Wort in den zwei weltbewegenden Fragen, welche damals Kirche und Staat in Athem hielten, in dem geschilderten Reuchlinischen Streite und in Luthers Angriffen gegen die päpstliche Gewalt. Ihm, der selbst so scharfe Aeußerungen gegen das Mönchswesen, die Wallfahrten, das Fegfeuer und andere Einrichtungen der Kirche gethan und der dafür so viel gelitten und gestritten und eine große Schaar von Feinden gegen sich erweckt hat, ihm hat ja Luther aus der Seele gesprochen; vertraulich äußerte er gegen Friedrich den Weisen, Luther habe in zwei Stücken gefehlt, daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen. Früher hat er ja auch in Reuchlins Fehde eifrig für denselben Partei ergriffen und ihn dem Papst, den ihm befreundeten Kardinälen in Rom und seinen zahlreichen englischen Freunden warm empfohlen. Er hat und beschwor erstern, zu verhindern, daß „dieser berühmte und tüchtige Mann, die Zierde Deutschlands“, so viel von Neid und Bosheit leide und den Musen und Wissenschaften entzogen werde. „Als ich im Augenspiegel“, schreibt er an Reuchlin, „die Sätze gelesen, die man für unehrerbietig und gottlos gehalten hat, konnte ich mir das Lachen kaum halten; die Kölner Verurtheilung erschien mir wie eine Apologie für Dich. Ich las Deine Vertheidigungsschrift. Welche Frische, welches

Vertrauen, welcher herrliche Beredsamkeit, welche Schärfe, welche Fülle von Gelehrsamkeit zeigst Du nicht da! Nicht einen Angeklagten, der sich vertheidigt, glaubte ich zu hören, sondern einen Sieger, der über die Feinde triumphirt Lebwohl, unvergleichlicher Schmutz Deutschlands.“ Man hoffte darum auch, Erasmus werde seine oft ausgesprochene Verurtheilung alles Abgelebten, Unwissenschaftlichen, seine mehrfach ausgedrückte Beistimmung zu Luther's redlichem Streben nunmehr durch die That bekräftigen und offen dessen Partei nehmen. Andererseits gaben ihm wieder seine hochgestellten römischen Gönner deutlich zu verstehen, sie erwarteten von seinem mächtigen Einflusse, daß er den stürmischen Reformator zum Schweigen bringen werde. Seinen früheren Prinzipien getreu, hätte er allerdings nicht anders als mit Reuchlin, Luther und Hutten Hand in Hand gehen müssen, aber seine ängstliche, ruheliebende und schwankende Natur schreckt jetzt vor den Konsequenzen zurück. „Ich will nicht hoch fliegen, aber desto sicherer gehen“, rief er den jüngeren Streitgenossen zu. „Vielleicht ist es nöthig“, schreibt er an Melanchthon, „daß Bzwürfnisse kommen, doch ich möchte nicht der Urheber eines solchen sein. Ich möchte die Freiheit lieber so gemäßigt sehen, daß wir auch die Päpste und Monarchen zur Theilnahme an der Sache veranlassen könnten. Luther sammelt aus den düsteren Erscheinungen unseres religiösen Lebens und bekämpft alles Anstößige. Wie aber immer ein Gott den Zustand der Welt wenden wird, es wird niemals an solchen Erscheinungen fehlen, die zu beklagen sind. Das kann gemildert, niemals aber ganz vermieden werden. Wenn auch in das Meer noch so viele Ströme fließen, noch so viel Regenwasser fällt, sein ursprünglicher Geschmack kehrt doch immer wieder zurück, um nicht zu sagen, daß die Heilmittel manchmal gefährlicher als die Krankheiten sind.“ Er begnügte sich damit, seine freisinnigen Freunde zur Mäßigung zu ermahnen und zu einem gütlichen Vergleiche mit dem Papste, dessen Zustimmung zu den nothwendigen Reformen, wie er glaubte, man sicher-

lich gewinnen könnte. „Das Heilmittel“, sagte er, „dürfe nicht gefährlicher als die Krankheit sein“; vergaß aber, daß die Krankheit bereits so tief in Leib und Seele eingefressen hatte, daß ein höchst scharfes und ägen- des Heilmittel nöthig war. Auf friedlichem Wege konnte jetzt nimmermehr ein frisches geistiges Leben erblühen; nur durch Stürme und Kämpfe, lehrt die Geschichte, wird die Menschheit von veralteten Schäden und Auswüchsen gereinigt und von tief eingewurzeltten Vorurtheilen befreit. Bisweilen leuchtete diese Wahrheit auch in seiner Seele auf: „Ich wirke mit, daß aus dem bitteren und scharfen Mittel, welches Luther der Welt gereicht, etwas Gesundes in den Sitten der Kirche entstehe. Vielleicht haben unsere Zustände einen so unnachsichtlichen Arzt verdient, der durch Schneiden und Brennen die Krankheit heilt.“

Erasmus war eine sehr friedliebende Natur, er schrieb zwei Schriften „über die liebliche Eintracht der Kirche“ und „des Friedens Klage“ und rieth dem Stadtrath von Basel, wie allen seinen Freunden, die mit ihm in Briefwechsel standen, Mäßigung und Besonnenheit an; seine Vorschläge blieben jedoch alle unbeachtet. Die Erbitterung der Gemüther war bereits so weit gediehen, daß er sich vor die bündige Frage gestellt sah: „Gehörst du zu uns oder zu unsern Feinden?“ Und als er, um diesem Drängen und Toben aus dem Wege zu gehen, 1521, im Jahre des vollständigen Bruches Luther's mit dem Papste in Worms, nach Basel ging, gerieth er nur von der Scylla in die Charybdis. Nur den Wissenschaften und besonders der sorgfältigen Drucklegung seiner Werke wollte er hier, wo innig befreundete Buchdruckereibesitzer ihm zur Seite standen, sich widmen, und konnte es doch nicht verhindern, daß er in die brausende Strömung hineingezogen wurde.

Ulrich von Hutten, einer seiner größten Verehrer, suchte in Basel Schutz und wurde von dem Stadtrathe daselbst freundlich aufgenommen, Erasmus aber vermied jedes Zusammentreffen mit ihm und lehnte seinen Besuch unter den verschiedensten Vorwänden ab. Dieses allzu vorsichtige Benehmen, wie sein ganzes ängstliches und zweideutiges

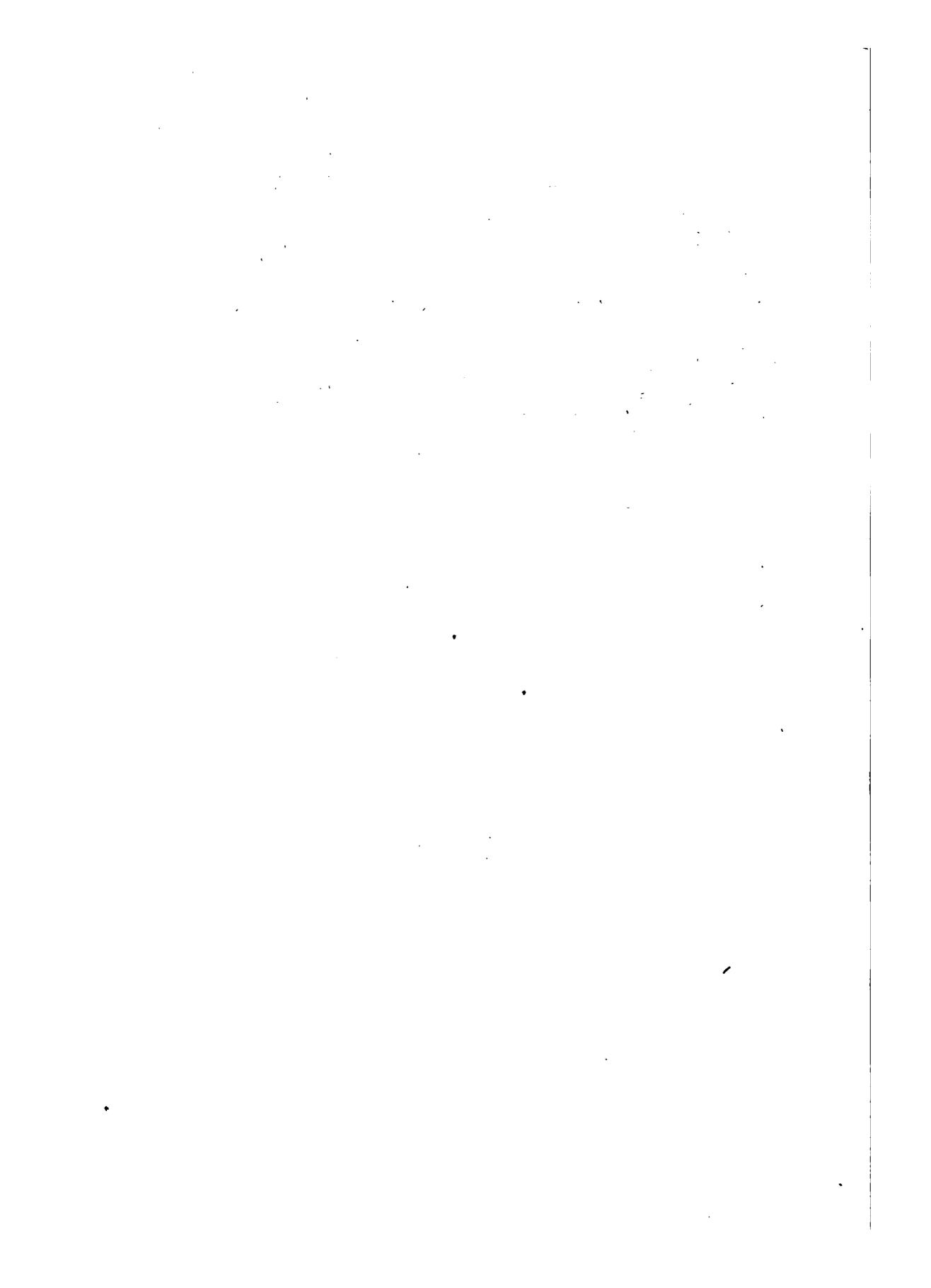
Verhalten in den wichtigsten Zeitfragen deckte Hutten in einer berber Schrift scharf und schonungslos auf, welchen Angriff auf seinen unentschiedenen Charakter Erasmus mit seinem „Schwamme“ (1523) vergebens wegzuwischen sich bemüht hat. Mit dieser Entgegnung begann nun eine Reihe von Streit- und Schmähschriften wider Luther, Hutten und die Schweizer-Reformatoren, welche durch den heftigen Ton sein Ansehen herabzusetzen geeignet waren. In seiner Verbitterung sah er bloß die Auswüchse und Schattenseiten der Reformationspartei und wies stets auf die materielle Noth und den Egoismus vieler derselben, auf ihre Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit und alle trüben Erscheinungen hin, die mit solchen stürmischen Bewegungen verbunden zu sein pflegen, „Die meisten haben nur die evangelische Eigenschaft, daß sie beständig in Noth sind.... Wie sollte ich mich überzeugen können, daß Leute vom Geiste Christi getrieben werden, deren Sitten mit der Lehre Christi in Widerspruch stehen? Einst machte das Evangelium aus Unbändigen Sanfte, aus Räubern Wohlthäter, aus unruhigen Köpfen Friedliebende, aus Schmähenden Segnende, diese werden Rasende, reißen betrügerisch fremdes Eigenthum an sich, erregen überall Unruhen und beschimpfen hochverdiente Männer. Es entstehen neue Heuchler, neue Tyrannen....“ Er hat sich durch seine Unentschlossenheit auf eine schiefe Ebene gestellt, auf welcher er von seinen früheren Gesinnungsgegnern immer mehr sich entfernte und immer weiter abglitt.

Basel wurde mittlerweile einer der glühendsten Herde der Bewegung (Wildersturm) und schließlich eine völlig reformirte Stadt, und Erasmus sah sich genöthigt, um in keiner Weise seine hohen geistlichen Beschützer zu reizen, denen er, weil er ihnen gewöhnlich die Werke widmete, in seiner stets karglichen materiellen Lage reichliche Unterstützungen verdankte, diese Stadt zu verlassen und ging 1529 auf Empfehlung des Königs Ferdinand nach Freiburg im Breisgau. Auch hier blieb er seinem Vorsatze getreu, neutral zwischen den Parteien zu stehen, und besuchte

deßhalb den Reichstag zu Augsburg nicht. „Ich habe, schreibt er 1530 an Melancthon, „weder an den Kaiser, noch an Ferdinand während dieses Reichstages geschrieben, um mich nicht aus freien Stücken in eine so gefährliche Angelegenheit einzumischen. Ich habe keine Lust mehr, über Beilegung des Streites zu verhandeln, da die Lutheraner nicht nur nichts nachlassen, sondern sogar nach blutigem Aufruhr sich zu sehnen scheinen. Die Deutschen werden dem Papste ein nicht unwillkommenes Schauspiel bieten, wenn sie sich durch gegenseitige Berfleischung aufreiben. Mich soll keine persönliche Beleidigung bewegen, der Urheber des Krieges zu sein.“ Obgleich es von Rom aus gewünscht wurde, daß er als streitbarer Sohn der Kirche den Reichstag zu Augsburg besuche, konnte er sich zu solcher Verläugnung seiner innersten Ueberzeugung nicht verstehen. Dennoch hielt man jetzt in Rom sein ganzes Verhalten und eine günstigere Beurtheilung des Mönchswesens in Folge seiner Freundschaft mit den Franziskanern in Freiburg für eine Schwenkung und aufrichtige Umkehr zur Kirche, und man überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen und reichen Pfünden; sogar die Kardinalswürde war ihm zugedacht, die er aber entschieden ablehnte. Wie sollte er nun ein Verfechter der Kirche werden, da er sie früher mit Geist und Witz so erfolgreich bekämpft hatte? Hat er ja selbst die Neugestaltung des wissenschaftlichen Lebens emsig gefördert und die festesten Bausteine zu dem herrlichen Gebäude der Neuzeit herbeigetragen. Ueberdies strebte er niemals nach Ehrenstellen, Reichthum und Glanz, schlug vielmehr häufiger Geld und hohe Würden, die Seitens des Papstes und der Kirchenfürsten ihm angetragen worden, aus. „Nach Ehren und Schätzen“, schreibt er, „sehne ich mich nicht mehr, als ein lendenlahmes Pferd nach schweren Bürden.“ Er fand darin Ruhmes genug, bis zu seinem Lebensende ein eifriger Diener der Wissenschaft zu bleiben, deren strahlende Krone sein Haupt geziert und ewig zieren wird. Und wie er ein von Verstand und Weisheit durchdrungenes Leben geführt hat, so starb er auch wie ein Weiser, gottergeben, sanft

und ruhig, am 11. Juli 1536. „Er hatte viel gearbeitet“, sagt von ihm David Friedrich Strauß, „Großes gewirkt, für seine Schwächen empfindlich gebüßt, und nahm einen zwar nicht unverehrten, doch immer noch überreichen Kranz des Verdienstes und Ruhmes mit in's Grab.“ Er ruht in Basel, wo er zuletzt verweilte. Nicht geringere Meister als Dürer und Holbein haben uns sein Bildniß gezeichnet; seinen Namen verewigen sodann ein Denkmal in der Kathedralkirche zu Basel, wo er seine Ruhestätte gefunden, ferner ein schönes Denkmal, welches seine Vaterstadt Rotterdam ihm errichtet hat; vor Allem aber seine segensreiche Wirksamkeit, die dauernder denn Erz!





III. Luther.

Klosterzelle und Gedankenhelle.

Auf den ersten Anblick dürfte der freundliche Leser geneigt sein, die zwei Worte der Ueberschrift: „Klosterzelle und Gedankenhelle“ *) als eine Art Gegensatz oder Widerspruch anzusehen und würde eher „Gedankenfinsterniß“ erwartet haben. Sind denn die Klöster jemals, so fragt er kopfschüttelnd, warme Pflegestätten freier Gedanken gewesen? Müßte nicht in ihren dunklen Räumen jede Freiheitsblüthe wie eine ungepflegte exotische Pflanze verkümmern? Man kann die Klöster von den strahlendsten Lichtseiten aus betrachten und von den freundlichsten Gefinnungen gegen deren Insaßen erfüllt sein, man mag, absehen von den zahllosen schauerlichen Martergeschichten, welche die Klöster oft als dumpfe Kerker und Folterstätten ungehorjamer Ordensbrüder oder widerstrebender Nonnen hinstellen, abgesehen ferner von den bekannten Auswüchsen, daß sie oft eher Bildungsstätten für feinschmeckende Gourmands und Weinkenner, eher Ruheplätzen für ein lebenslängliches dolce fare niente, als frommen Anstalten gleichen, man braucht auch nicht einzustimmen in die landläufigen Urtheile, welche sie kurzweg als Pflanzschulen einer weltfeindlichen, verkehrten Lebensanschauung verachten; das aber muß doch wahrlich Jeder zugestehen, die Klöster sind keineswegs und sind nie gewesen Treibhäuser freier und edler Gedankenteime. Wie die vergitterten und geblendeten Fenster nur spärlich das Tageslicht eindringen ließen, so erhellte auch nur spärlich das Licht des Geistes die düstere Klosterzelle. Viele Thüren, Schösser und Niegel versperrten den Eingang — auch

*) Um einem etwaigen Irrthume bei den Lesern vorzubeugen, bemerke ich, daß die gleiche Ueberschrift in der Gartenlaube 1879 No. 44 nicht von mir benutzt ist, vielmehr auch dort von mir herrührt.

dem freien Gedanken. Kein Fenster nach der Straße, kein unverschlossener Gang vermittelte den Verkehr mit der Außenwelt; von dicken Mauern und noch dickerem Vorurtheil von allen Seiten umgeben, von Argusblicken unaufhörlich bewacht, wie sollte da eine andere, als die gestattete Logik und die anbefohlene Lebensanschauung in die Gemüther der Insassen bringen, und wie sollten diese anders fühlen, glauben, urtheilen, als es ihnen das strenge Gelübde des Gehorsams zur Pflicht macht? „Sagt der Patriarch“, „meint der Patriarch“, ist der immer wiederkehrende Refrain des pflichtgetreuen Klosterbruders. Ist's da ein Wunder, wenn wir selbst bei Erasmus und Luther noch die kräftigsten Vorurtheile, besonders gegen die Juden, finden? Bei ihnen trifft Lessings Wort zu: „Der Aberglaube, in dem wir aufgewachsen, verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum doch seine Macht nicht über uns.“

Studiren, eifrig studiren und forschen war allerdings auch ein unabweisliches inneres Bedürfnis für viele begabte Mönche; das durften sie, das thaten sie auch, oft rastlos und unermüdblich. Man kann überhaupt nicht sagen, daß die Kirche Wissenschaft und Bildung geradezu verpönt hätte, sie besitzt vielmehr einen Orden, dessen Aufgabe es hauptsächlich ist, dieselben zu pflegen. Aber das Ergebnis des klösterlichen Studiums durfte nur die gegebene Grundlage, die vorgeschriebenen Lehrsätze getreulich bestätigen, dies sollte nur wie ein Amen klingen zu den alten Grundsätzen der Kirche und sich nicht hinaufwagen zur Sonnenhöhe freier wissenschaftlicher Forschung und selbständiger Spekulation. Des Philosophen wächserne Flügel wären sonst gar bald vor den versengenden Flammen des Fanatismus zerflossen. Lehrt ja sogar der wissenschaftlich hochstehende Augustinus, selig sei, wer Gott kennt, sollte er auch alle andere Wissenschaft nicht kennen.

Da studirten denn auch selbst die begabtesten Mönche nicht unabhängig von den dickeibigen Bänden der frommen Kirchenlehrer, bildeten nichts aus eigener Vernunftanschauung, nichts aus sich heraus. Dies war auch bei ihrer trotz der Weltverachtung nicht selten sehr lebensfrohen

und von des Gedankens Blässe wenig angetrunkelten Umgebung mehr als überflüssig. Ja die nicht harmlos *ad vocem magistri* schwörenden kritischen Geister wurden von den Kollegen meist scheel angesehen. fand man ja, nach ihrer Meinung, alle Fragen, welche in ihrem Kreise ange-regt wurden, zur Genüge beantwortet, alle religiösen und philosophischen Materien hoch aufgespeichert in den schweren weißen Folianten der Klosterbibliothek. Da standen in Reih und Glied die ehrwürdigen Kirchenväter, griechische und lateinische, Nominalisten und Realisten, Eusebius, Justin, Numenius, Origenes, Augustinus, Hieronymus u., bei welchen man sich Rath's erholen konnte über die verwickeltesten Fragen der Philosophie und Theologie, über Gottheit, Schöpfung und Seele, über die Tiefen der Trinitätslehre; da findet der staunende Leser, daß die Trinitätslehre schon im Alten Testament verkündigt worden sei, ja daß sogar der Heide Plato vierhundert Jahre vorher sie philosophisch begründet habe; da findet man weitläufig die unergründliche Lehre vom Logos erörtert, natürlich gleichfalls nach ihrer Ansicht schon von Plato und den Platonikern, wie in den mo-saischen Urkunden für die neue Religion prophetisch angedeutet und vor-bereitet. „Man müßte ein Jude sein“, ruft Origenes aus, „wollte man sich mit dem natürlichen Wortsinne der Bibel begnügen, hier hat man überall tiefe spekulative Gedanken zu suchen.“

In den Schriften der Kirchenväter liest denn auch der gläubige Mönch klar und deutlich nachgewiesen, daß die Erscheinung des Messias nicht bloß von Jesaias und David, was jedes Christenkind schon in frühester Jugend erfährt, sondern auch auf den ersten Seiten des Alten Testaments vorher verkündigt sei. „Wir wollen einen Menschen machen“, spricht Gott bei der Erschaffung Adams. „Bei dem überaus wichtigen Akt der Erschaffung des Menschen“, erklärt der Kirchenlehrer Numenius, „hat das erste Prinzip mit dem zweiten, oder, was dasselbe besagt, der Vater mit dem Sohne sich berathen; denn das sieht doch wol Jeder ein, daß so einer rede, er zu einem Andern reden, und so einer etwas befehle, er es einer andern von sich, verschiedenen Person

befehlen müsse.“ Fürtrefflich, fürtrefflich! ruft voll Entzücken der studierende Pater, und rückt die Brille weit an die Stirn hinauf, gleichsam um mit eigenen Augen sich zu vergewissern, daß die Worte so dastehen; sie sind ihm ganz aus der Seele gesprochen. Und wie als Kommentar hiezu fallen sofort dem fleißigen Bücherwurm die Worte eines andern Kirchenvaters, Justin Martyr's, ein: „Die Kraft (Logos) ging aus dem Vater, seiner Macht und seinem Willen hervor, ohne daß dadurch das Wesen des Vaters eine Theilung erlitten hätte. Wir sehen ja so ein Feuer an dem andern sich entzünden, und dennoch bleibt dasjenige, welches viele erzeugt, unvermindert und ungeschwächt.“ Solche für die Kirchensatzungen erspriessliche Beweise fallen dem gelehrten Mönch ohne sonderliches Nachdenken wie reife Früchte in den Schooß; wozu also den steilen, unsichern Weg selbstständiger Forschung einschlagen oder in gewagtem Gedankenfluge den Boden unter den Füßen verlieren?

Es lebt fast jeder emsige Stubengelehrte in einer erträumten, dem realen Leben, Denken und Empfinden abgezogenen Welt und umschlingt mit feuriger Begierde:

„Wie einst mit glühendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,“

die kalten todtten Buchstaben, bis sie in seiner Phantasie ein künstliches Leben erlangen und sein ganzes Denken und Fühlen gefangen nehmen; in welchem Grade muß dies erst „am dürrn Holze“ der Fall sein, beim Stubengelehrten im Kloster? Solche dem frischen Leben entfremdete Gelehrsamkeit nennt ein altes Witzwort einen „Korb voll Bücher“. Man sieht es oft den Gedanken und Bildern an, daß sie Knospen sind, welche in ungesunder Zimmerluft sich entfaltet haben. Was Wunder daher, wenn in den scholastischen Schriften neben Jahrhunderte hindurch vererbten Vorurtheilen kuriose Fragen und Ansichten, verdorbene Logik und geschmacklose Darstellung zu finden sind? Mit Bewunderung und Staunen

erfüllt uns da der außerordentliche, fast übermenschliche Sammelfleiß, und dabei wie wenig ächte und rechte Gedankenarbeit! Berge von Hypothesen, Behrfsätzen, Schlußfolgerungen, subtilen Unterscheidungen und Untersuchungen, welche uns unwillkürlich an die horazischen Worte erinnern: „Es kreisen die Berge und geboren wird — ein lächerlich Mäuslein.“ Im vollsten Ernste werden da ferner, im Glauben, geistreich zu forschen, auch frivole und alberne Fragen aufgeworfen, Wasserblasen, die nur im täuschenden Lichte der scholastischen Phantasie wie Diamanten funkeln.

Und dennoch dürfen wir nicht verkennen, daß die scholastische Philosophie, obschon im Dienste der Kirche und bemüht, ihre Sätze zu vertheidigen und zu beweisen, doch aus einem wissenschaftlichen Interesse hervorging und allmählig eine Art freien Forschungsgeistes und Sinn für die Erkenntniß weckte und erzeugte. „Sie machte“, bemerkt ein hervorragender Denker unserer Zeit, „die Gegenstände des Glaubens zu Gegenständen des Denkens, hob den Menschen aus der Sphäre des unbedingten Glaubens in die Sphäre des Zweifels, der Untersuchung, des Wissens, und indem sie die Sachen des bloßen Autoritätsglaubens zu beweisen und durch Gründe zu bekräftigen suchte, begründete sie gerade dadurch, größtentheils wol wider Wissen und Willen, die Autorität der Vernunft.“ Allerdings nur durch ihre geistvollen Vertreter, müssen wir hinzusetzen, bereitete sich das Prinzip des denkenden Geistes, das Selbstbewußtsein der Vernunft vor, durch Männer, wie der kühne Scotus Erigena, wie der rastlos fleißige Wiedererwecker des Aristoteles, Albertus Magnus, oder der überaus fruchtbare Thomas von Aquino, nicht durch die zahlreichen ganz unselbstständigen Scholastiker, die nur in den breitgetretenen Spuren wandelten, sie noch breiter traten, bloß das Gegebene und schon Vorhandene in veränderter Form und Gestalt mühsam zusammenstellten und bei jedem eigenen Gedanken sich ängstlich an ältere Autoritäten lehnten; diese gehörten stets zu den finstern Gegnern des erwachenden bessern Geistes.

Es saß aber auch in seiner stillen, engen Klause so mancher

unabhängig denkende Mönch mit hell aufgeklärtem Verstande, saß da zuweilen aus Neigung und Sehnsucht nach einem friedlichen und beschaulichen Dasein, aber auch oft mehr gezwungen als freiwillig, durch die Ungunst der Verhältnisse, den strengen Willen der Angehörigen, oder nach harten Schicksalsschlägen zur Flucht aus diesem Jammerthale in die Einsamkeit des Klosters getrieben, er saß da und grübelte und sann und dachte; die Abgeschlossenheit, die strengen Ordensregeln und die mangelnde Aussicht in das bunte Gewimmel und Getümmel der Welt konnten seinen freien Blick nicht beengen und seine klare Vernunft nicht ganz in Fesseln schlagen. So lebten da mit reineren und edleren Anschauungen Erasmus und Luther und ließen sich nicht von der sie umgebenden Fäulniß anstecken; und obgleich beide später in der Art, wie eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu bewerkstelligen sei, nicht einig waren, so stimmten sie dennoch darin überein, daß eine solche höchst nothwendig sei. Abgeschlossen von der Welt, lebte diese doch in ihren Herzen und Gemüthern, und sie beklagten die Schäden und Auswüchse, die kirchlichen und moralischen Gebrechen ihrer Zeit. In ihrem Geiste begann es heller zu tagen in der noch schwachen Morgendämmerung der neuen Zeit. Man sieht es gar oft so manchem kühnen Wort aus jenen Tagen nicht an, daß es eine Stimme aus dem Kloster ist. In seinem ersten Werke — er war kaum 20 Jahre alt, als er's im Kloster Stein geschrieben — in dem Buche „von der Weltverachtung“ hat Erasmus die Gebrechen und Laster der Klöster schonungslos gegeißelt: „Ehemals waren die Klöster einsame Wohnsitze rechtschaffener Männer, die sich aus Mißfallen an den Lastern der Welt an öde Orte begaben, um ein einfacheres, heiliges Leben zu führen. . . . Jetzt sind sie Schulen der Bosheit. . . . Ein großer Theil der Klosterinsassen lebt hier, um bequem den Lüsten fröhnen . . . und ein faules Prasserleben führen zu können. . . .“ „Wenn der Papst“, ruft er an einer andern Stelle aus, „offenbare Unwahrheiten genehmigen würde, werde ich von dem schlafenden Papste an den wachenden appelliren.“

Aber noch so heftig mit Worten kämpfen, heißt noch nicht, in offener

Feldschlacht die scharfen Waffen führen. Es ist noch ein weiter Weg vom Freimuth der Sprache bis zum Freimuth im Handeln, so weit wie von Erasmus bis Luther. Wohl stand jener in Gelehrsamkeit höher als Luther, und es mag in dieser Hinsicht ein Körnchen Wahrheit in der Behauptung seiner Freunde liegen: Erasmus habe das Ei gelegt, und Luther es ausgebrütet. Allein in großen geschichtlichen Wendepunkten ist eben das Ausbrüten die Hauptsache, die fortschrittlichen Ideen nicht bloß zu schreiben, sondern sie thatkräftig in's Leben zu rufen und zu verkörpern. „Frei will ich sein im Denken und im Dichten“, mag auch der sehnlichste Wunsch des Erasmus gewesen sein, aber im Handeln ließ er sich von der Kirche vielfach einschränken. Der Gedanke, mit ihr offen zu brechen, war ihm unerträglich, ja den offenen Kampf mit derselben hielt er für gleichbedeutend mit Aufruhr. Es war eben „die schwache Seite der humanistischen, wie jeder in der reinen Theorie verbleibenden Richtung. Die Männer scheuten den Kampf gegen die bestehenden Gewalten und wollten es nicht wissen, daß mit diesen nicht zu pacisciren ist, daß alle ihre noch so leise auftretenden wissenschaftlichen Bestrebungen doch über kurz oder lang von den Vertretern des Stillstandes, von den Inhabern der päpstlichen Macht niedergedrückt werden würden.“ Es klingt wol schön, vom schlafenden an den wachenden Papst appelliren; wie aber, wenn auch der wachende die Schäden der Kirche und Religion nicht abstellen will? wie dann? Kirchenreformen ruhig abwarten, Konzilien bewirken, klug laviren, antwortete Erasmus. Nein, rief Luther, dann müsse man an die heilige Schrift, an das Gewissen appelliren, die Bullen zerreißen, welche die Geistesfinsterniß gebieten und nur dann sich gläubig unterordnen und widerrufen, wenn die Widerlegung durch Zeugnisse der Schrift oder durch evidente Vernunftgründe geschehen könne. Das war der große entscheidende Schritt, welcher Luthers Persönlichkeit aus der zahlreichen Schaar der freisinnigen Humanisten seiner Zeit heraushebt, der Schritt aus dem Mittelalter in die Neuzeit.

Man darf zwar nicht vergessen, daß vorher schon die Humanisten

mit frischen und wuchtigen Schlägen das alte Gemäuer der Hierarchie in seinen tiefsten Grundfesten erschüttert, in Schrift und Wort, in Gesang und Lied, wie Lerchenstimmen den Lenz verkündet, namentlich durch ihr vereintes Wirken und Streben eine reinere Atmosphäre geschaffen haben, in welcher die duftigen Blüthen der Geistesfreiheit, der aufgehenden Sonne zugewendet, sich freier denn früher entfalten konnten. Die Neuchlinische Fehde mit den Dominikanern hatte eine große fortschrittliche Bewegung in's Leben gerufen, hatte „ein Steinchen in's Rollen gebracht“, das allmählig zu einem mächtigen Felsblocke angewachsen war, welcher das Ansehen und die Macht des Papstthums zertrümmerte. „Der Würfel ist gefallen, zurückzugehen ist nicht erlaubt,“ rief der muthige Hutten, der energischste Führer der jüngern Humanisten, und seine „Dunkelmännerbriefe“ hatten die Untugenden der damaligen Vertreter der Kirche, ihre Unwissenheit, Schwelgerei, ihre Moral und ihre verkehrte Sprache und Logik so schonungslos bloßgelegt, daß kein gesunder Fleck an ihnen geblieben war. In satyrischem Gewande tragen diese Episteln die Fackel der Aufklärung in die weitesten Kreise, sie lassen die grellsten Streiflichter auf die Kölner Theologen, auf Papst und Kirche und alle Finsterlinge fallen, und geben diese dem allgemeinen Gelächter Preis. „Der Papst kann verdammen oder freisprechen“, heißt es daselbst, „ganz nach Belieben, er steht ganz und gar nicht unter dem Geseze, er kann darum alles thun, ohne auf irgend Jemanden Rücksicht zu nehmen. Wenn er auch einmal Ja gesagt, so kann er darum doch wieder Nein sagen.“ „In's Feuer, in's Feuer mit dem Kezer (Schmieruglius), der led zu behaupten wagt, daß der Ablass der Dominikaner ihm ein Gräuel sei, weil diese Schelme seien und Weiber und Bauern täuschen.“ Ein Sinn- gebicht Hutten's singt mit beißendem Spotte:

„Bringet ihr Geld nach Rom, so seid ihr die rechtlichsten Leute.
Jugend und Seligkeit kauft und verkauft man zu Rom.
Ja, auch künftig Berruchtes zu thun, verkauft man in Rom sich.
Drum wenn ihr toll, so seid gut, wenn ihr verständig, seid schlecht.“

Solche Sprache in Prosa und Poesie, so rücksichtslos und leidenschaftlich, daß sie selbst Luthers scharfe Mißbilligung erfuhren, war schon vor dessen Auftreten, besonders im täglich sich erweiternden Humanistenbunde, heimisch. Allerorten in Deutschland und über die deutschen Grenzen hinaus, in Erfurt, Mainz, Köln, Nürnberg, Wittenberg, Rom, London, Paris und andern Städten begann ein kräftiger Frühlingshauch zu wehen, der die erstarrte Eisdecke der mittelalterlichen Gedankenknechtung lösen sollte. Das alte Ritterthum war verblaßt, aus seinen Trümmern erhob sich ein neues, lebensfrischeres, ein Ritterthum des Geistes. Das Wiederaufblühen der Wissenschaften, der sogenannten Humaniora, der freien oder brodlosen Künste, wie klassische Sprachen, Geschichte, Naturwissenschaften u. s. w., welche im Mittelalter als Künste, die ihren Liebhabern keinen bestimmten Brodwerb sicherten, wenig Pflege gefunden, ferner die Bildung und Verfeinerung des Geschmacks durch die neuererschlossenen antiken Wissensschätze, die Entdeckungen und Erfindungen die Fortschritte in der Astronomie, Mathematik und Physik, Alles vereinigte sich, um diese Zeit zu einer geistigen Sturm- und Drangperiode zu gestalten und dem Lösungsworte des Neuchlinistenbundes: „Geistesfreiheit und menschliche Gesittung“ immer weitere Kreise zu erobern. Diesem Bunde gehörte auch Luther mit Leib und Seele an, er betrachtete sich als „Nachfolger“ Neuchlins. Zwar darf man nicht glauben, daß die Humanitätsidee im spätern edlen Sinne von Toleranz und Menschenliebe ohne Unterschied des Glaubens und Denkens auch schon im Humanistenkreise emporblühte; höchst feindselige Aeußerungen und Gesinnungen gegen die Juden sind auch da nicht selten zu finden. Selbst aus dem Munde und der Feder Luthers drangen nicht wenig jundenfeindliche Lehren in das Volk. Aber in großen Dingen gewollt und begonnen zu haben, ist schon als hohes Verdienst anzurechnen. Von einer Idee religiöser Gleichberechtigung war freilich selbst bei den kühnsten Reformatoren nicht die leiseste Spur vorhanden. Selbst Neuchlin, der es wie Keiner vor ihm betonte: „Die Juden sind des einigen römischen Reichs Mitbürger, wir sitzen mit ihnen in einem

Bürgerrechte und Burgfrieden“, und Luther, der sie anfangs warm in Schutz nahm und rieth, „säuberlich mit ihnen umzugehen, der christlichen Liebe Gesetz an ihnen zu üben, sie freundlich anzunehmen, mit werben und arbeiten zu lassen, eingedenk zu sein, daß Jesus ein geborner Jude gewesen“, selbst diese wurden später oft ihren humanen Gesinnungen untreu. Geburt und Erziehung sind eben unbefiegbare Mächte und durchkreuzen oft die edelsten Gedanken und Ideen. Von der Freiheit des Geistes bis zur Gewissens- und Denkfreiheit ist darum noch ein weiter Schritt. Mag nun aber die eine Blüthe früher oder später emporgesproßt sein, es entstammt dennoch jede edle Freiheitsblüthe, in Religion oder Politik, dem gesunden Boden des Humanismus, den in Deutschland der Humanistenbund aufgelockert hat.

Wie urbar aber auch schon früher der Boden für eine Reformation auch im weitern Sinne gemacht war, dennoch bedeutet erst Luthers entschiedenes und entscheidendes Auftreten, sein Ausruf: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ den Sieg des neuen Geistes, den nach so vielen zündenden Reden endlich durch zündende Thaten errungenen Sieg der Gedankenfreiheit über Knechtung der Vernunft, der gesunden Moral über klösterliche Fäulniß, den Triumph des selbstständig denkenden Prinzips über den slavischen Autoritätsglauben. Und unvermerkt begann dadurch auch die Knospe der Humanitätsidee, wenn auch äußerst langsam, sich zur Blüthe zu entfalten. Luther sprach deutlich das Prinzip der Neuzeit aus: Vor Gott allein will er verantworten, was er im Sinne hat, in seinem gläubigen Gemüthe und in seinem Gewissen sucht er den Gradmesser für die Aufrichtigkeit seines Thuns und Strebens. Dieses Prinzip bedeutet den vollständigen Bruch mit dem der alten Kirche, mit den Auslegungen der mittelalterlichen Scholastiker und dem inhumanen Geist, der in deren Lehrsäzen eine feste Stütze hatte.

Mag sein, daß, als er noch in der Klosterzelle saß, solche Gedankenhelle noch nicht in ihm aufgedämmert, die Keime zum Träger einer der größten weltgeschichtlichen Epochen noch wenig in ihm aufgesprossen waren. Berichtet er uns ja selbst, er sei einstmals ein rasender Papist

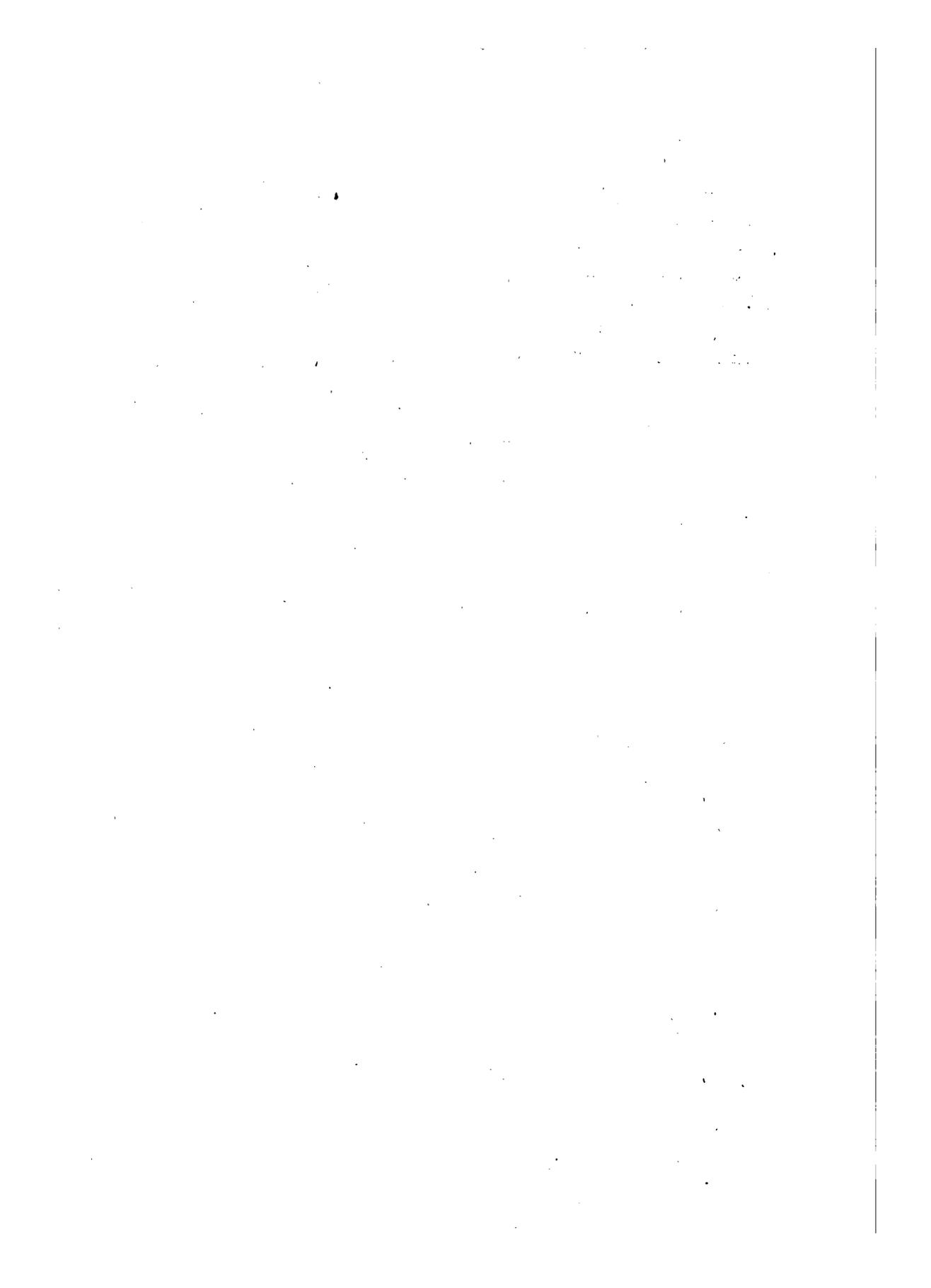
gewesen, so trunken, so ganz voll von den Dogmen, daß er bereit war, wenn er es vermocht, alle diejenigen zu tödten, welche an dem Gehorsam gegen den Papst auch nur mit einer Silbe mäkelten; war er ja eine durchaus fromme, gläubige Natur, ein Mann, der Gott stets in seiner Brust, die Religion in seinem Gewissen trug, von strenger Rechtschaffenheit, Sittenreinheit und tiefer Demuth. Gewiß aber müssen die Keime zum spätern kampfbereiten und freimüthigen Vorkämpfer der religiösen Freiheit schon in seiner mönchisch glaubensseligen Zeit in ihm geschlummert haben. Denn schon damals zeigte er ein offenes, leidenschaftlich bewegtes Wesen, das den Zunder, wenn auch noch fest verschlossen, doch schon in sich trug, um ihn bei gegebener Gelegenheit voll Feuereifer entbrennen zu lassen. Dort schon rieselte in seinem Innern unter Gestrüpp verborgen der frische Quell, der später zum reißenden Sturzbach anwuchs, welcher dem Gebäude der Hierarchie unheilbare Spalten und Sprünge beibrachte, das dürre, kalte Gebilde der Scholastik, kirchliche und moralische Auswüchse und so manche mittelalterliche Ruine mit sich davontrug. Es ist auch selbstverständlich, daß Luther im Reuchlinischen Streite auf Seiten der freisinnigen Humanisten gestanden hat. „Mir erscheint“, schreibt er an Spalatin (1514), „in dem Augenspiegel des R. durchaus nichts gefährlich, und ich halte ihn für reinen unverdächtigen Glaubens. Sind solche Protestationen und Meinungen nicht frei von Gefahr, dann müssen wir fürchten, daß zuletzt jene Inquisitoren Kameele verschlucken, Mücken seigen, und Glaubenstreue, obgleich Alles sie bezeugt, doch für Häresie ausschreien.“ Später schreibt er selbst an Reuchlin: „Du warst das Werkzeug des göttlichen Rathschlusses, wenngleich Dir unbewußt, doch allen Freunden einer reinern Theologie höchst erwünscht. Anderes scheint Du und die Deinigen betrieben zu haben, Anderes hat aber Gott daraus werden lassen. Ich wünschte immer, mich als einen der Deinen beweisen zu können, aber es hat sich mir keine Gelegenheit dargeboten, ich war aber stets mit meinem Gebete und meinen Wünschen bei Dir. Was mir damals als Deinem Bundesgenossen versagt geblieben, wird mir jetzt als Deinem Nachfolger reich-

lich zu Theil. . . . An Deiner Kraft sind schon die Hörner dieser Stiere nicht wenig gebrochen, durch Dich hat der Herr gewirkt, . . . daß Deutschland wieder zu athmen begann, nachdem es durch die Schultheologie so viele Jahrhunderte hindurch nicht allein gedrückt, nein, fast vernichtet war.“ Aber Reuchlin sah selbst ein, daß er zu schwach für seine Widersacher und erst Luther ein Mann der That sei. „Gottlob“, rief er aus, „nun haben sie den Mann gefunden, der ihnen blutsaure Arbeit machen wird.“ Hätte Luther nicht von vorne herein ein entscheidendes und bestimmendes sittliches Prinzip in sich getragen, so ungefähr schreibt eine philosophische Kapazität unserer Zeit, wäre er in jene stumpfe Denkweise versunken gewesen, die den Geist zum allerunterthänigsten Diener des geschriebenen Wortes macht, so würde er einerseits bei der Befangenheit und Beschränktheit, die seiner Seele größtentheils noch anklebte, anderseits bei seinem deutschen, offenen, redlichen Sinn und Charakter, die in der Bibel niedergelegte Ansicht des Apostels Paulus von der Ehe gewissenhaft zu der seinigen gemacht, und die große, historisch bedeutsame That seiner Heirath nicht verrichtet haben, so würde so mancher seiner Schritte und Worte unerklärlich sein; er würde vor Allem nicht auf dem Reichstage zu Worms, wo er in seinem vollen Glanze dasteht, den Ausspruch gethan haben: er widerrufe nicht, er werde denn durch die heilige Schrift oder durch evidente Vernunftgründe widerlegt, ferner nicht als Grund, warum er den Päpsten und Konzilien nicht glaube, angeführt haben, weil sie sich öfter irrten und widersprächen, er würde auch nicht die Macht des Gewissens gegen die äußere Macht und Autorität der Kirche geltend gemacht haben, so würde er überhaupt nicht Luther gewesen sein.

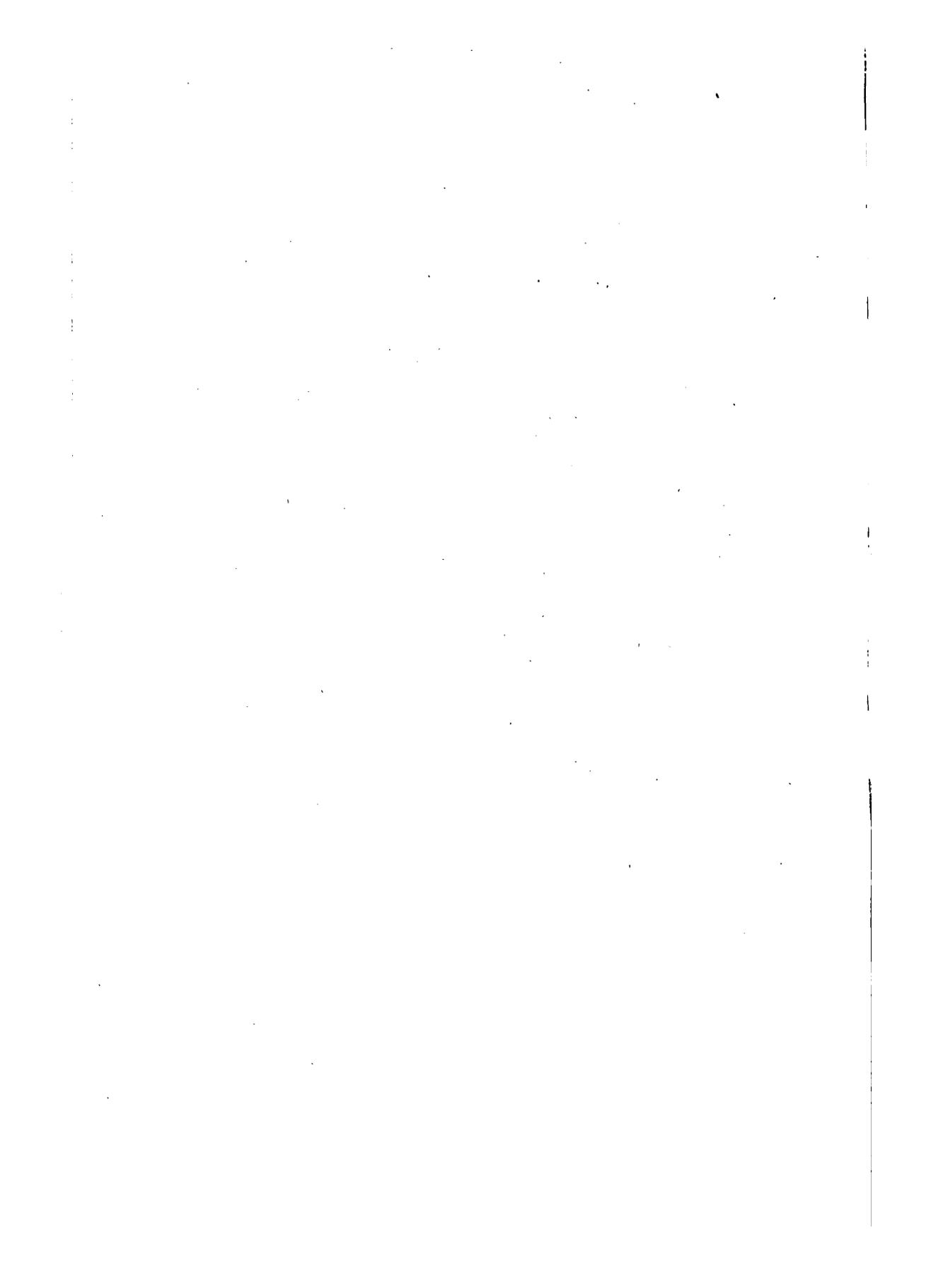
Seine Unerfrorenheit und sein vertrauensvolles Gemüth, welches an der Schwelle der Gefahr ihn fingen läßt: „Eine feste Burg ist unser Gott“, und auf die an ihn ergangene Warnung antworten: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, ich gehe doch hinein“, läßt überall erkennen „den Unmuth des Belibden, der nicht gelernt hat, zu weichen.“ Ein so furchtloses und entschlossenes

Denkmen war nicht bloß die Folge der vorangegangenen kampfreichen Tage und der schroffen römischen Politik, auch nicht bloß die Frucht seiner trüben Erfahrungen in Rom, sondern die Frucht seines ganzen, auf eine ethische Läuterung der Menschheit gerichteten Wesens und Charakters, die, im Reime schon in seinem jugendlichen Geiste schlummernd, im großen Reformator zur vollen und schönen Reife gelangt ist. „Ich kann nicht anders!“





IV. Sitzung.
Der fünf. der Spemannzeit.



Unter den Vorkämpfern für Gewissensfreiheit darf der Name Lessing's nicht fehlen; er müßte vielmehr als der des ruhmwürdigsten, offensten und muthigsten Helden im Kampfe für Recht und Licht an erster Stelle prangen. Denn steht Lessing auch nach chronologischer Reihenfolge als Schlußstein des Humanitätsgebäudes da, so war er es doch vor allen Andern, der dieses uns in vollendeter Schöne und Pracht hat vor Augen treten lassen.

Sein Leben, Denken und Dichten haben berufenerer Federn gezeichnet; hier interessirt uns bloß seine Gesinnung, sein großes Herz, der unerschrockene Kämpfer, der mit gewaltigem Arme die hundertköpfigen Ungeheuer der Intoleranz und des Fanatismus niederhielt und unermüdtlich rang, bis auf der Arena des Kampfes seine physischen Kräfte ermatteten. Suchen wir bei einem großen Dichter nicht bloß erhabene Geisteskraft und Schönheit der Form, sondern auch die poetische Schöpferkraft, welche die Herzen für edle Gesittung, Recht und Wahrheit erschließt, suchen wir bei ihm nicht bloß die Kraft, welche Liebe und Leben des Menschen, die Harmonie und sanfte Erhabenheit der Natur, sondern auch diejenige, welche die höchsten Ziele der Menschheit, die Menschenliebe, die Gerechtigkeit, die Liebe und die Harmonie als Ideale der Humanität in zauberhaften Tönen lobpreist, uns ergreift und unser Gefühl rührt und adelt, dann muß unstreitig Lessing, dem edelsten Dichter der Humanität, die Palme unter allen deutschen Dichtern zuerkannt werden. Die ersten Worte in seinen Werken sind aber heute leider auch auf ihn anwendbar; seine goldenen Worte von Menschenrecht und Duldung müßten „weniger erhoben und fleißiger gelesen“ werden. Wer wird Nathan nicht loben?

Erhebt aber nicht gerade in unseren Tagen wieder der Racen- und Religionshaß sein häßliches Medusenhaupt? Die Fabel von den drei Ringen ist trefflich, herrlich, aber — wie steht's um die Anwendung? Denken die gehässigen Scribler und Schürer an seine erhabenen Worte: „Wohlan! Es eifre Feder seiner unbestochenen, von Vorurtheilen freien Liebe nach! — mit Sanftmuth, mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun, mit innigster Ergebenheit in Gott.“

Lessing ist nicht durch äußere Anlässe, etwa bloß durch den Einfluß Mendelssohns, zum Retter des verkümmerten Menschenrechts geworden, sondern aus Beruf und innerster Ueberzeugung, seine Mission war providentiell. Schon als zwanzigjähriger Jüngling, lange zuvor, ehe er Mendelssohn kennen lernte, schrieb er das Lustspiel: „Die Juden“; und so schwach auch dieses Stück als dramatische Leistung sein mag, es war damals „eine große sittliche That im Interesse der befreienden Humanität.“ Es beweist, daß Lessing, bevor er noch mit einem so hervorragenden Juden, wie Mendelssohn, in freundschaftliche Beziehungen trat, „an die Möglichkeit eines Mendelssohn glaubte, sich deren annahm, auf die Alle zuschlugen — der Juden. In seiner Geburtsstadt Kamenz und in Meissen hatte er deren keine gesehen, in Leipzig hatte er sie nur zur Meßzeit in ihrer damals wenig anziehenden Erscheinung vor Augen, und dennoch schrieb er „die Juden“.“

Seine edlen Geistesblüthen sind aber auch in einer linden und milden Atmosphäre so lieblich und duftig aufgesproßt. Dieser zarte Sinn und sein hohes Gerechtigkeitsgefühl sind ihm von Großvater und Vater als schönes Erbtheil eingepflanzt worden. Sein Großvater wählte sich als Dissertation das Thema: „Von der Toleranz der Religionen“, ein Stoff, der in ihm den würdigen Vorfahr dessen erkennen läßt, der ein Jahrhundert später das Hohelied der Toleranz, den Nathan, gebichtet. „Es ist etwas“, sagt Stahr richtig, „um den Einfluß, welchen eine lange Ahnenreihe gleichartig gebildeter Vorfahren auf den Menschen übt, die Bestrebungen und Thätigkeiten, welche sich von Geschlecht zu

Geschlecht fortsetzen, erzeugen einen gewissen Familiengeist, der sich bestimmend und leitend erweist.“ Auch Lessing's Vater war, wenn auch ein frommer protestantischer Geistlicher, so doch fern von allem Fanatismus, frei und tolerant. Und der treue Enkel und Sohn wandelte in den humanen Wegen seiner Vorfahren, ging aber noch einen bedeutsamen Schritt weiter. Er will lieber um die Wahrheit rastlos kämpfen und ringen, als im gesicherten Besitze derselben ruhig und thatlos leben, er hält es für verdienstvoller, um den rechten Weg eifrig bekümmert zu sein, als den rechten Weg einzuschlagen. Dieser Grundsatz war die Seele aller seiner Kämpfe, Forschungen und Streitigkeiten. Es klingt wie die Devise seines Lebens, wenn er ruft: „Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde, als diesen, wenn ich ihn objektiv als möglich denken könnte. Nicht die Wahrheit, in deren Besiz ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen.“ Was Wunder bei so angeerbtem Gesinnungsadel, daß Lessing schon in seinem 12. Lebensjahre zu seinem Diktat bei der Aufnahmeprüfung in der Fürstenschule zu Meißen: „Ueber den Begriff der Barbarei bei den Alten und die Aufhebung dieses Vorurtheils durch Christus“ die Bemerkung hinzufügt: Es ist barbarisch, zwischen den Völkern einen Unterschied zu machen, sie sind alle von Gott geschaffen und mit Vernunft begabt. Wir bedürfen Alle der Hülfe fremder Menschen und deßhalb sind wir uns Alle die Nächsten. Laßt uns daher die Juden nicht verdammen, wenn sie auch Christus verdammen. Er selbst hat ja gesagt: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet. Laßt uns die Muhammedaner nicht verdammen; auch unter diesen gibt es rechtschaffene Menschen. Es ist nur ein solcher Barbar zu nennen, der unmenshlich und grausam ist.

Wahrlich, diese flüchtige Stylübung des Knaben ist das schönste Vorwort zu den „Juden“ und zum „Nathan“! Wir sehen ihn hier

schon die feinen Fäden zu dem goldenen Bande der Dreieinigkeit zwischen Christ, Jude, und Muhammedaner spinnen; vielleicht dämmerten schon in der jungen Seele in schwachen Umrissen die drei edlen Gestalten seines künftigen Meisterwerks auf: Saladin, Nathan und der Tempelherr.

Blickt man auf die damalige soziale Stellung der Juden, die Verachtung und Zurücksetzung, die sie noch überall erfahren, so mußte in dem Jüngling schon eine Ahnung seiner zivilisatorischen Mission, seines künftigen Erlöserberufes geschlummert haben, daß er so mannhaft und mutig gegen das herrschende Unrecht anzukämpfen gewagt hat. „Ein Jüngling wie ein Mann!“ kann man auch hier ausrufen. Trotzdem vor 300 Jahren schon Neuchlin, ein frommer Christ, gerufen: „Die Juden sind religiös und rechtlich als unsere Nebenmenschen zu betrachten, wir müssen sie lieben.“ „Die Juden sind unsere Mitbürger im einigen römischen Reiche“, und auch Luther in einer besondern Schrift gemahnt hat, nicht zu vergessen, daß „Jesus ein geborner Jude gewesen“, die Juden als dessen Blutsfreunde, Bettern und Brüder anzusehen, „säuberlich mit ihnen umzugehen, sie freundlich anzunehmen, sie mit werben und arbeiten zu lassen“; dennoch verspürten die Juden in Deutschland von der Reformation bis Lessing nur wenig von den Wirkungen solcher heilsamen Mahnungen und Lehren. Ein sehr angesehenener Professor durfte noch in Lessings Jünglingsjahren öffentlich der ganzen israelitischen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen musterhaft ehrlichen Mann aufweisen zu können. Das Vorurtheil gegen sie, wie es Martin Krumm im Lessing'schen Lustspiel „Die Juden“ zu Tage treten läßt, war allgemein, nach oben wie nach unten hin verbreitet. Selbst im Bande des freiesten Fürsten jener Zeit, Friedrichs des Großen, waren die Juden sehr vielen Bedrückungen ausgesetzt. Er ließ wol Jedem nach seiner Façon selig werden, nicht aber Jedem nach seiner Façon ruhig leben, verschärfte vielmehr noch die Judengesetze; Leibzoll, Schutzgeld und

allerhand willkürliche Ungerechtigkeiten bedrückten sie nach wie vor. Es ist ein signum temporis für das goldene Friedericianische Zeitalter, daß der König die geringe Berliner Porzellanmanufaktur dadurch zu heben vermeinte, daß er jedem Israeliten zur Pflicht machte, vor Eingehung einer zweiten Ehe für 300 Thaler Berliner Porzellan zu kaufen und zu exportiren.

Die Reformation hat nicht alle Früchte gezeitigt, zu denen der Humanismus die Keime ausgestreut, sie verengte sich bald in theologischer Einseitigkeit und wollte ihre vielfach noch sehr beschränkten Ansichten als unantastbar betrachtet wissen. Je mehr sie an Macht gewann, verschloß auch sie sich nicht dem Gelüste, neue Fesseln zu schmieden. Das ist eben das Loos der Idee, daß sie, wenn sie aus ihrer Gedankenhöhe in den Boden der Wirklichkeit herabsteigt, dort von der beengenden Atmosphäre umklammert wird, daß sie die Fülle ihrer ganzen Herrlichkeit zu dem kümmerlichen Maße der bestehenden Verhältnisse, der allgemeinen Empfänglichkeit beschränken muß.

Keime und Knospen des Humanitätsgefühls waren wol vorhanden, aber die immer noch rauhe Nacht des Fanatismus und der Unduldsamkeit ließ sie nicht zur Entfaltung und Blüthe gelangen. Ueberall noch in Kirche und Staat, bei Fürst und Volk Vorurtheil, Religionshaß, Aberglauben. Da ist die Selbstständigkeit und Kühnheit des 20jährigen Lessing anzustauen, wie er in gerechter Entrüstung seiner Zeit zuruft: „Ich zweifle, ob viele Christen sich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu sein; und sie wundern sich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten sucht? Sollen Treu und Redlichkeit unter zwei Völkerschaften herrschen, so müssen beide gleich viel dazu beitragen. Wie aber, wenn es bei der einen ein Religionspunkt und beinahe ein verdienstliches Werk wäre, die andern zu verfolgen? Ich bin kein Freund allgemeiner Urtheile über ganze Völker. . . . Ich sollte glauben, daß es unter allen Nationen gute und böse Seelen geben ö n n t e . Und unter den Juden — —.“

Wie mit einem Zauberstabe hat Lessing plötzlich zahlreiche Geister der Humanität wachgerufen. Nach der Aera Lessing-Mendelssohn erscholl immer kräftiger, immer freier die Sprache der Toleranz. Der Kriegsrath Dohm gab 1781 eine Schuttschrift für die Juden heraus, in welcher er mit glänzender Beredsamkeit den Regierungen an's Herz legt, die unwürdige Bedrückung der Juden aufzuheben und den Zustand derselben zu verbessern. „Ich wage es sogar“, ruft er, „dem Staate Glück zu wünschen, der zuerst diese Grundsätze (der Menschlichkeit und Gerechtigkeit) in Ausführung bringen wird. Er wird sich aus seinen eigenen Mitteln neue, treue und dankbare Unterthanen bilden, er wird seine eigenen Juden zu guten Bürgern machen. Bei dem Haufen machen auch die ausgezeichnetsten Verdienste des Geistes und des Herzens den Fehler nie verzeihlich — Jude zu sein. Der Jude ist noch mehr Mensch als Jude. Würde er den Staat nicht lieben, wenn dieser dasselbe Maß für ihn, wie für die Befenner einer andern Religion hätte? Unsern festgegründeten Staaten müßte jeder Bürger willkommen sein, der die Gesetze beobachtet und durch seinen Fleiß den Reichthum des Staates vermehrt. Auch der Jude hat auf diesen Genuß, auf diese Liebe Anspruch. Seine Religion macht ihn derselben nicht unwürdig, da er bei der strengsten Befolgung derselben ein sehr guter Bürger sein kann. Die der Menschlichkeit und der Politik gleich widersprechenden Grundsätze der Ausschließung, welche das Gepräge der finsternen Jahrhunderte tragen, sind der Aufklärung unserer Zeit unwürdig.“ Aehnlich ruft Mirabeau (1787) in seiner Schrift über Mendelssohn, von diesem und Lessing, ohne sie persönlich gekannt zu haben, beeinflusst: „Wollet Ihr, daß die Juden bessere Menschen, nützliche Bürger werden? Verbannt aus der Gesellschaft jede demüthigende Scheidung, öffnet denselben alle Wege des Erwerbs und der Subsistenz; weit entfernt, ihnen Ackerbau, Handwerke, mechanische Künste zu verbieten, ermutigt sie, sich denselben zu widmen. Setzet die jüdische Schule auf

gleichen Fuß mit der christlichen... Möge diese wie jede andere Nation die freie Uebung ihres Kultus haben . . . und in den Besitz aller Bürgerrechte gesetzt werden, und bald wird sie diese billige Verbesserung zum Range der nützlichsten Staatsbürger erheben. Die Verfassung wird zugleich den ihnen zugefügten Uebeln, wie den Fehlern abhelfen, deren sie sich in gezwungener Weise schuldig gemacht haben. Es ist zu bedauern, daß eine so sehr begabte Nation so lange verhindert worden ist, ihre Kräfte zu entwickeln und jeder Einsichtige muß sich freuen, nützliche Mitbürger an den Juden zu gewinnen.“

In demselben humanen Geiste ließen sich ein Jahr darauf andere französische Stimmen vernehmen, am kräftigsten und wirksamsten die des wackern Priesters Gregoire. Unter Anderem ruft er: „O, ihr Nationen! seit achtzehn Jahrhunderten tratet ihr Jerusalem mit Füßen. Die Rache Gottes entfaltet über sie ihre Strenge; aber hat sie euch beauftragt, ihre Werkzeuge zu sein? Die Wuth eurer Vorfahren hat ihre Schlachtopfer unter dieser unglücklichen Herde gewählt. Welche Behandlung spart ihr euch für die schüchternen Lämmchen auf, die, dem Blutbade entronnen, in euren Armen Zuflucht suchen? Ist es denn genug, ihnen das Leben zu lassen, wenn ihr ihnen Alles raubt, was dasselbe erträglich machen kann? Werdet ihr euren Haß euren Kindern als einen Theil der Erbschaft hinterlassen? . . . Ein neues Jahrhundert bricht an; mögen die Palmen der Menschlichkeit seine Pforte umkränzen, und möge die Nachwelt im Voraus der Vereinigung eurer Herzen Beifall zujuchzen. Die Juden sind Glieder derselben ausgebreiteten Familie, welche die Brüderschaft unter den Völkern befestigen soll, und über sie wie über euch breitet die Offenbarung ihren majestätischen Schleier aus. Kinder desselben Vaters, entziehet jeden Vorwand zur Verachtung bei euren Brüdern, die eines Tages in demselben Gotteshause vereinigt sein werden. Deffnet ihnen Freistätten, wo sie in Sicherheit ihre Häupter

niederlegen und ihre Thränen trocken können, und möge endlich der Jude, indem er dem Christen Gegenliebe zollt, in mir seinen Mitbürger und Freund umarmen.

Wie nöthig ein solcher Heroß der Humanität, wie Lessing, seiner Zeit gewesen, das ersehen wir eben daraus zur Genüge, daß selbst ein Friedrich, der es nicht wünschte, daß allen Bäumen eine Rinde wuchs, die Rinde des Vorurtheils, welche ihm angewachsen war, nicht von sich abzustreifen vermochte. Selbst die Gebildetsten und Aufgeklärtesten ahnten es oft nicht oder wollten es nicht wissen, wie tief sie in die Neze verstrickt lagen, in welchen damals die Menschheit noch allgemein gefangen war. Als Mendelssohn von der Akademie der Wissenschaften in Berlin zu ihrem Mitgliede vorgeschlagen wurde, strich der König seinen Namen von der Liste. Er ignorirte ihn. Trefflich geißelt diese Schwäche das Epigramm Raestners:

„Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht:
Ein Plato lebt in seinem Lande
Und diesen kannt' er nicht!“

Mit seinem Gefühle für solchen unbegründeten, ererbten, gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogenen Religions- und Racenhaß läßt Lessing im „Nathan“ gerade den freisinnigen Tempelherrn darüber Klage führen, wie solche tödtliche Schlingpflanzen auch in den freiesten, hellsten Denkern überhand zu nehmen und die edelsten Blüthen geistiger Er rungenschaft zu ersticken vermögen: „Ich seh' nun wol, Religion ist auch Partei; und wer sich drob auch noch so unparteiisch glaubt, hält ohn' es selbst zu wissen, doch nur seiner die Stange. Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen, verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum doch seine Macht nicht über uns. Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.“

Vielleicht sind die Streitigkeiten mit den Finsterlingen und die Mißachtung, die Mendelssohn erfuhr, ein Sporn mehr zur Herausgabe des „Nathan“ gewesen, keineswegs aber der alleinige Grund. Er fühlte vielmehr, wie wir oben bemerkt, von Jugend auf den erhabenen Trieb und Beruf in sich, einzutreten, zu retten, wo Wahrheit und Recht verdunkelt wurde, Vorkämpfer der Toleranzidee zu werden, und ein heiliges Streben, dieser zum Siege zu verhelfen, die chinesischen Mauern des Racen- und Religionshasses, alle Schranken aus unbulbsamen Zeiten niederzureißen, durchzieht wie ein rother Faden sein ganzes Leben. Er kämpft dafür als Knabe, als Jüngling, als Mann. „Durch den Erfolg seiner Streitigkeiten mit Göze wurde das Gedicht (Nathan) nur neu lebendig in Lessing“, sagt Berthold Auerbach, „während es schon lange in seinem Geiste der Gestaltung harrete. So erstand diese Dichtung durch die theologischen Kämpfe, aber sie entstand nicht durch dieselben. . . . Lessing nennt die Novelle bei Boccac den Keim, und es ist ein tiefes Gesetz, daß die Keimkraft eine Zeit lang ruhe, bevor sie zur Entfaltung gebracht wird.“ In diesem Sinne allein ist Kant's zweideutige Bezeichnung zutreffend, wenn er „Nathan“ das heilige, werthe Vermächtniß des Geistesheroen, den zweiten Theil der „Juden“ nennt. Er setzt da allerdings nur fort, was er früher schon gedacht, gefühlt, und wofür er immer gerungen und gestritten; aber „Nathan“ ist doch der vollendete Ausdruck der ihn schon als Knabe und Jüngling erfüllenden Idee, er ist der bewußte, besonnene Kampf des reifen Mannes gegenüber der frühern jugendlichen Aufwallung der sittlichen Entfaltung. Sein ganzes Leben ist Wohlwollen, Humanität, Toleranz; er ist Humanist im besten, edelsten Sinne des Wortes, Moralist im großen Style, ein hinreißender Prediger in der Wüste, der seiner Kanzel, der Bühne dadurch eine besondere Weihe gegeben, daß er sie zur Darstellung der höchsten ethischen und religiösen Wahrheit befähigte, auf daß die deutsche Bühne nicht bloß durch Possen die Menge unterhalte, durch Karikaturen und Sinnenspiegel deren niedrigste Leidenschaften stachle, sondern die höchsten Ideale der Menschheit, Liebe, Gerechtigkeit, gegenseitige

Achtung und Duldbung ihr vor Augen führe und ihr eindringlich in die Seele präge:

„Der Vater hat Euch alle drei geliebt und gleich geliebt.“

„Doch halt! ich höre ja, der rechte Ring besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen, vor Gott und Menschen angenehm. Das muß entscheiden!“

„Was heißt denn Volk? Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als Mensch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch zu heißen! Und ist denn nicht das ganze Christenthum auf's Judenthum gebaut? Es hat mich oft geärgert, hat mir Thränen genug gekostet, wenn Christen gar so sehr vergessen konnten, daß unser Herr ja selbst ein Jude war.“

Angeichts solcher Lehren und des immer noch üppig wuchernden Judenhasses gibt es wohl kein wahreres Wort, als das Gustav Kühnes: „Auf Lessing zurückgehen, heißt fortschreiten.“

Der kalte Kritiker, der von dem überwältigenden Totaleindruck abfieht und an den Einzelheiten nergelt, mag vom ästhetischen und dramatischen Gesichtspunkte aus, von Seiten der Komposition und Tendenz manche vermeintliche oder wirkliche Fehler im „Nathan“ entdecken. Dem Einen spiegelt er nur den Deismus der Zeit wieder und erhebt die Vernunftanschauung über jede positive Religion, dem Andern beeinträchtigt die pädagogische und didaktische Tendenz darin die poetische Schönheit, einem Dritten fehlt neben dem Patriarchen und der Daja die Personifizierung auch des jüdischen und muhamedanischen Fanatismus, die Darstellung der Unduldsamkeit und Verfolgungssucht auch im Judenthum und Islam, die Rehrseite zum freien Menschenthum des Nathan und Saladin. Ein Vierter tadelt das in den schärfsten Zügen ausgeführte Bild des glorifizierten Judenthums als ein völliges Preisgeben des Christenthums, während Einige darin gerade die höchste Verherrlichung des Christenthums finden. Andere, für welche Nathan umsonst geschrieben

zu fein scheint, deuteln an den Worten herum, bis er ihre Sprache redet, kriechen wie Zwerge mühevoll zu dem Riesen empor, um ihn in ihre niedrige Sphäre herabzuziehen, oder finden allerlei sophistische Wendungen und Kunstgriffe, um das Strahlende zu schwärzen. Nathan sei aus Rache als Ideal der Humanität aufgestellt, der Grundgedanke sei frevelhaft, es werde hier Christus ein höheres Ideal entgegengestellt, Nathan handle nicht jüdisch, sondern christlich, oder das Stück biete gar keine sittliche Erhebung, es untergrabe den Glauben u. s. w.

Es läßt sich aber trotz alledem, wie scharf das Secirmesser der Kritik in jedes einzelne Glied eindringen mag, nicht hinwegläugnen, daß mit Nathan von den Brettern, welche die Welt bedeuten, wie nie zuvor, ein überaus kräftiger Hauch warmer Menschenliebe in die Seelen gedrungen ist, mit ihm der poetischen Schöpferkraft ein neues heiliges Feld urbar gemacht wurde, die Liebe in ihrer edelsten Gestalt, die so erhaben ist über die sinnliche, wie der Geist über den Körper, daß eine neue Zeit damit eingeleitet ward, in welcher das Gewissen erwachen, und die herrschende Gewalt die Würde auch der Minderzahl achten soll. Dieses Stück hat die immer noch schlummernden Keime der humanistischen Reformation zu Leben und Blüthe erweckt, es bedeutet deshalb einen Umschwung, der nicht geringer als der der Reformationszeit anzuschlagen ist. Mendelssohn wurde davon zu dem Ausrufe begeistert: „Dank sei es der allgütigen Vorsehung, daß sie mich am Ende meiner Tage noch diesen glücklichen Zeitpunkt hat erleben lassen, in welchem die Rechte der Menschheit in ihrem wahren Umfange beherzigt zu werden anfangen.“ Und Göthe wünscht, daß das deutsche Volk durch „Nathan“ auf ewige Zeiten erinnert werde, „daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch, um zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Dulds- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben.“

Mit Recht nennt Stahr das Stück Lessing's reichstes und vollendetstes Werk, ein Dichterwerk trotz der Mergelien der Momantiker, die froh waren, an dem stolzbescheidenen Worte des großen Mannes, daß

er kein Dichter sei, ein bequemes Stichwort zu haben, und sich beeilten, es ihm überall nachzusprechen, . . . das unerreichte Vorbild einer Tendenzdichtung, die zugleich volles inneres Leben und ein über alle Zeitstrahlen hinausreichenden ewigen Werth hat. Gabriel Rießer, ein Mann, der nach Heinrich Laube selbst ein Nathan war, sagt darüber unter Anderem: Haß und Fanatismus sind die blinden Dämonen, mit denen Weisheit und Liebe ringen und die sie siegreich überwinden. Es hat nicht an Beurtheilern gefehlt, die den Nathan nicht poetisch finden wollten, weil er, wie sie sich ausdrückten, eine didaktische Tendenz habe. Als wenn es dem Dichter unziemlich wäre, zu lehren und zu bilden! Es liegt dabei ein Mißverständniß eigener Art zu Grunde. Nicht, daß gelehrt werde, sondern die Art und Form der Lehre kann allein der Poesie Abbruch thun. Auch die Natur lehrt; aber sie lehrt, ohne die Absicht, zu lehren, uns sichtbar vor die Augen zu stellen; sie lehrt, indem sie schafft, bildet und erhält. Wir dürfen von dem Dichter verlangen, daß er diesen geheimnißvollen Reiz der Natur möglichst nachahme, daß er uns durch lebendige Schöpfungen anziehe und gewinne und uns, während wir in liebender Anschauung schwelgen, beinahe unbemerkt belehre. Wir können daher dem Dichter dann, aber auch nur dann einen Vorwurf machen, wenn uns seine Gestalten ohne Theilnahme lassen, wenn wir, anstatt die lebendige Anregung unserer Gefühle zu erfahren, die wir zunächst und am unmittelbarsten erwarten, nur die erkältende Absicht, uns zu belehren, wahrnehmen. Wem aber die Charaktere in Lessing's Nathan kein warmes Mitgefühl erregen, wem die Vertreter der drei Religionen nicht die Duldung und die Liebe, die sie lehren, durch ihre Persönlichkeiten abgewonnen haben, noch ehe sie gelehrt, der ist des poetischen Mitgefühls überhaupt nicht fähig, und der mag seine eigene dürre Natur anklagen, wenn er nichts als die Absicht, seinem widerstrebenden Bewußtsein erhabene Lehren beizubringen, entdecken kann. . . Welche würdigere Aufgabe kann die Poesie sowohl, wie die Menschenliebe sich stellen, als die, die schmerzlichsten Wunden zu heilen, die der Haß

geschlagen, in die tiefste Nacht verkennender Lieblosigkeit und verblendeten Vorurtheils das Licht menschlicher Billigkeit, liebender Anerkennung zu tragen?

Nehmlich behauptet auch Berthold Auerbach, es werden im Stücke keine Lehren gegeben, das Gedicht ist eine Lehre. Es ist „das Drama der Weisheit, jener Weisheit, die eine seltene Errungenschaft auserlesener Geister ist.“ „Freundesliebe (Nathan, Alhafi), Bruderliebe (Saladin und Sittah und zuletzt der Tempelherr und Recha), Vaterliebe, Kindesliebe (Nathan, Recha), allgemeine Menschenliebe (Klosterbruder, Saladin, Nathan), das sind die Saiten, die hier klingen, jede in ihrem besondern Tone, und doch eben damit zur reinen Harmonie sich zusammenschließend.“

„Glücklich der Deutsche, dem es vergönnt sein wird, Lessing's niedergelegte Feder wieder aufzunehmen und her zu sein, den Lessing selbst verkündete: „Wahrlich, er soll noch erscheinen, auf beiden Seiten soll er noch erscheinen, der Mann, welcher die Religion so bestreitet und der, welcher die Religion so verteidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert.“ Aug. von Platen besingt Nathan folgendermaßen:

„Deutsche Tragödien hab' ich die Masse gelesen, die beste
Sahen mir diese, wiewohl ohne Gespenster und Spud.

Hier ist Alles Charakter und Geist, und der edelsten Menschheit
Bild, und die Götter vergeh'n vor dem alleinigen Gott.“

„Fontenelle sagt von Kopernikus“, schreibt Mendelssohn an Lessing's Bruder, „er machte sein neues System bekannt und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, wie dieses Stück in meinen Augen über Alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unseren sinnlichen Augen völlig entzieht, und dies that er. Nun

stehen wir da, wie die Jünger des Propheten und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. . . . Er ist in der That mehr als Ein Menschenalter seinem Jahrhunderte zuvorgeeilt.“

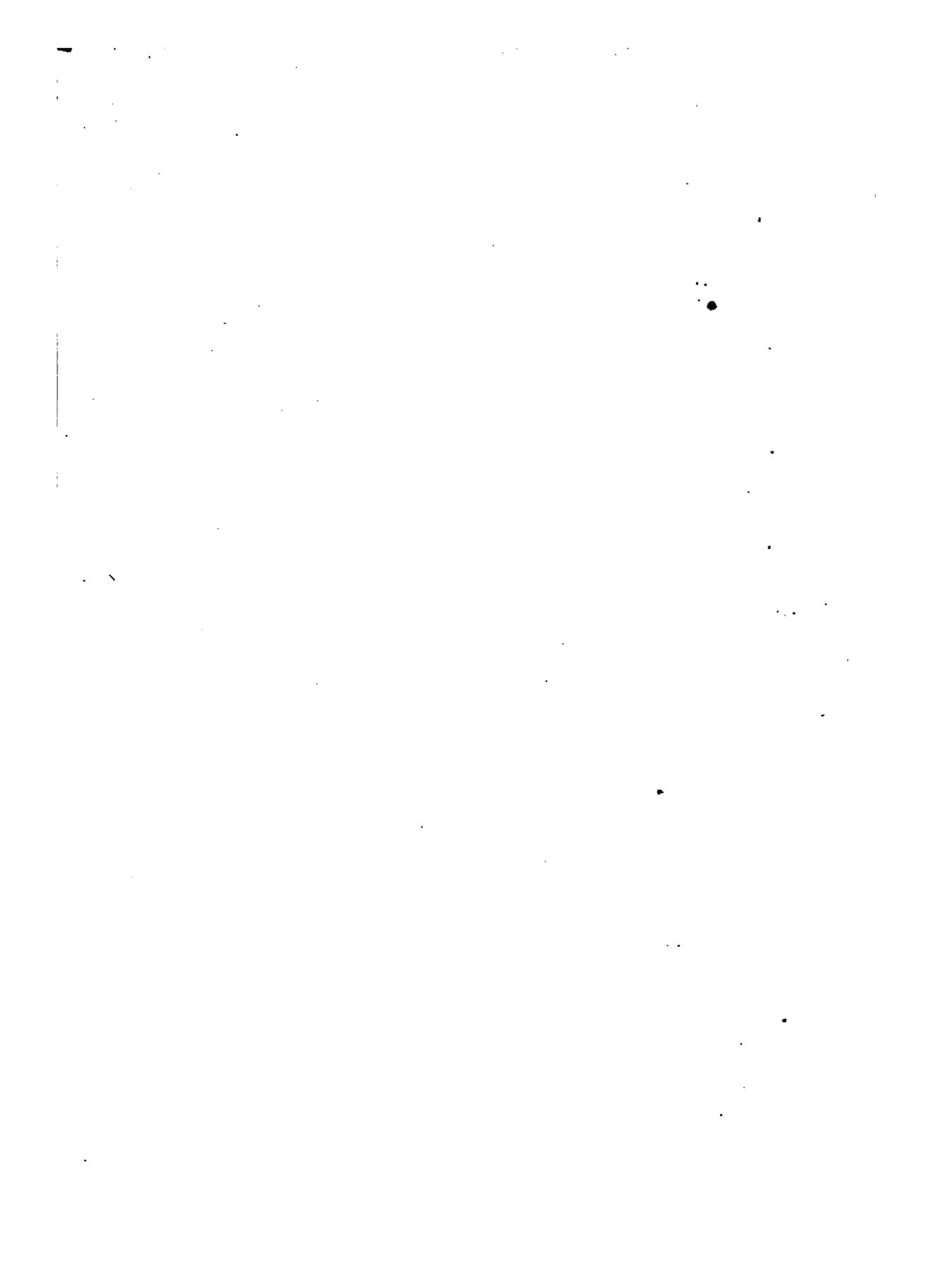
Und wir können heute berichtigend hinzufügen: Er ist mehr als ein Jahrhundert dem Menschengeschlechte zuvorgeeilt, denn er soll heute noch erscheinen, der Mann, welcher die Religion so bestreitet und so vertheidigt. Vielleicht wird die Prophezeiung des D. F. Strauß sich in nicht allzu ferner Zeit bewahrheiten, daß dem redlichen Kampf der endliche Sieg nicht fehlen werde, daß die Menschheit, wenn auch langsam und unter Rückschlägen, aus der Dämmerung dem Lichte, aus der Knechtschaft der Freiheit entgegenschreite und daß einst nur der als Mensch mitzähle, der im weitern oder engern Kreise als Nathan oder als Klosterbruder, als Sittah oder Necha, nach Kräften geholfen hat, den Anbruch dieses Tages, das Kommen dieses Gottesreiches zu beschleunigen. Heute aber steht er leider noch unerreicht da, der im Leben wie nach dem Tode bestgehaßte und bestgeliebte Fürst der Toleranz.

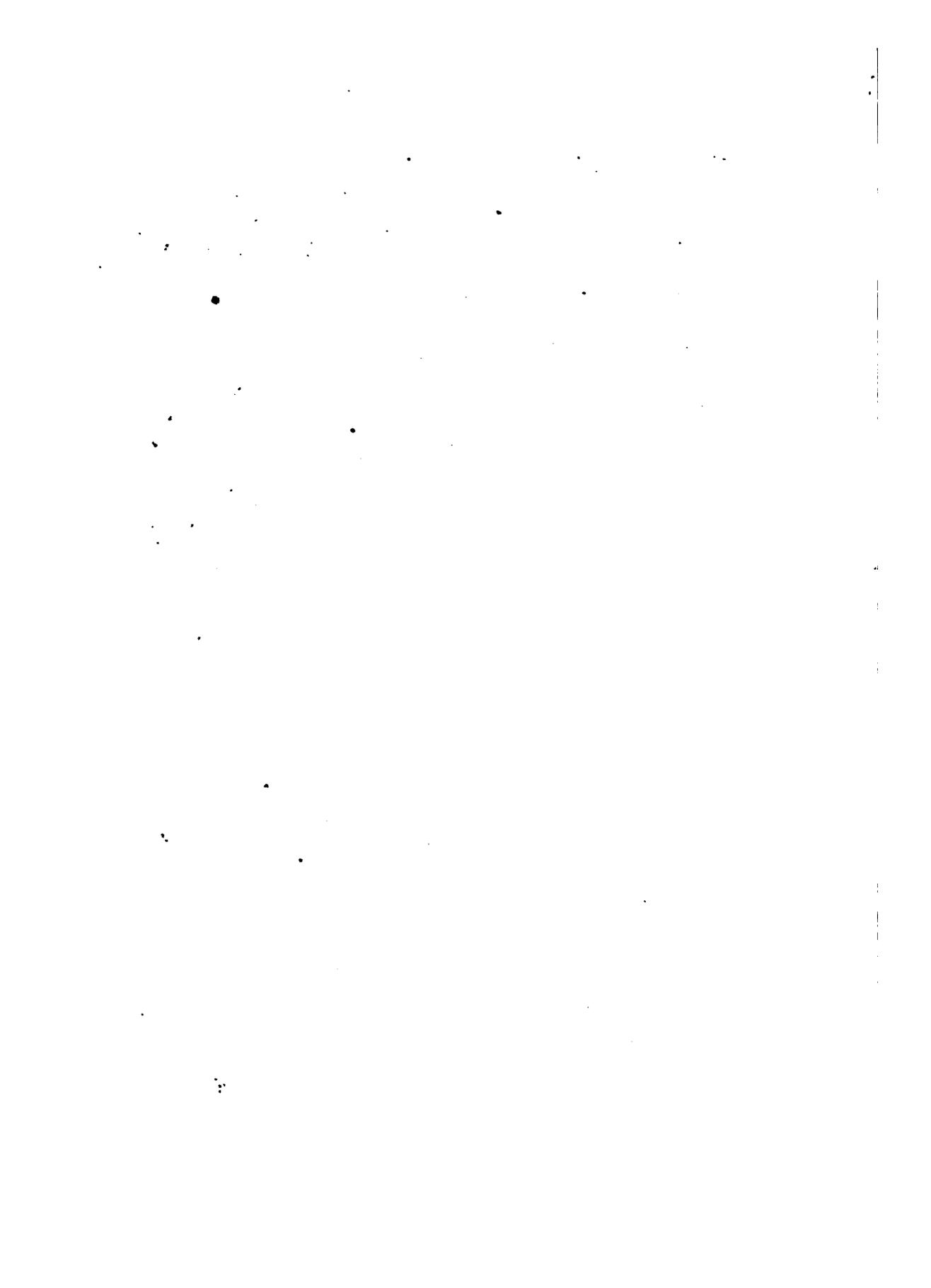
Laßt uns drum fortschreiten, indem wir auf Lessing zurückgehen!

Könt' ich wie die Nachtigall
Sollte jeder Sang und Schall
Ha, wie säng' ich deinen Ruhm,
Ha, wie klang' dein Heldenthum,

Singen herzberauschend rein,
Lessing dir geweiht sein!
Kühner deutscher Glaubensheld!
Mittelpunkt der neuen Welt!“







This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

~~FILED~~
DUE MAR 19 41

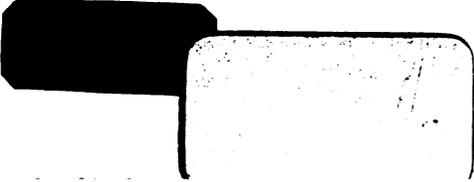
CANCELLED

DUE OCT '66 H

1075503
CANCELLED

BOOK 67
MAY 1960

CANCELLED
MAY 7 1960



MLr 336.85
Bluthen und Knospen der Humanitat
Widener Library 004629092



3 2044 088 822 515